Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 7. Juli 1885. Nr. 27.

Eine Reichs-Genossenschaft deutscher Journalisten und Schriftsteller.

Von M. G. Conrad.

I.

Herr Hofrat J. Kürschner schrieb im Hinblick auf den „Allg. deutschen Schriftstellerverband" in Nr. 6 seiner deutschen Schriftstellerzeitung: „Die Zeit der gemäßigten Sprache, des ehrlichen Versuchs, zu retten, was noch zu retten schien, ist vorbei, es gilt jetzt auszurotten und so Gott will, Neues und wahrhaft Segensreiches entstehen lassen."

Gott wollte — und Herr Hofrat J. Kürschner in Stuttgart gründete Neues, den neuen deutschen Schriftstellerverein nämlich.

Nichts natürlicher! Herr Eugen Wittmeyer weist in der nämlichen Nr. der deutschen Schriftstellerzeitung auf den prädestinierten Vereinsgründer mit den klugen Worten hin: „Der Herausgeber der deutschen Schriftstellerzeitung und des Litteraturkalenders hat alle die Fäden in der Hand, welche zur Gestaltung des neuen Verbandes erforderlich sind. Er ist im Besitze der Adressen aller für denselben geeigneten Persönlichkeiten oder eines großen Teiles davon u. s. w."

Also Herr Kürschner in Stuttgart hat die Zeitung, den Kalender, die Adressen — das genügt. Nun kanns losgehen. Und es ging los: der neue Schriftstellerverein des Herrn Kürschner erschien auf der Bildfläche.

„Fort mit den überflüssigen parlamentarischen Alfanereien, dafür ruhige arbeitsame Generalversammlungen, kein Nord, kein Süd, nur Genossen, einen wechselnden Vorort, aufopferungsvolle, tüchtige Leiter, gute Rechner, vernünftige Agitation!" lautete der Kürschner'sche Werbebefehl. Das wirkte. Die Genossen strömten in hellen Haufen herbei. Es sind nun schon an die drei- bis vierhundert.

„Kein Nord, kein Süd, nur Genossen!" Das klingt großartig. Aber in dieser Phrase steckt der ganze Irrtum der Kürschner'schen Gründung. Mit der Geographielosigkeit fliegt sie in die Luft. Wenn sie nur „Genossen" will, muß sie vorerst die Genossinnen fernehalten. Denn wenn wirklich ersprießliche, praktische Arbeit auf dem allein möglichen Grunde der gegebenen politischen und sozialen Gestaltungen geleistet werden soll, so brauchen wir erstens einen geographisch fest bestimmten Reichsverband mit dem Schwerpunkte in Berlin, zweitens einen Verband von Männern, die alle erforderlichen politischen und staatsbürgerlichen Qualitäten besitzen, um mit den gesetzgebenden Körpern des Reiches, mit Reichstag und Kanzler über litterarische und journalistische Interessenfragen verhandeln und alle Vorteile der Gesetzgebung beanspruchen zu können.

Der Kürschner'sche Verein enthält aber eine große Zahl von Nichtreichsbürgern, also von deutschschreibenden Ausländern, und von Frauen. Beiden Elementen geht bei

den bestehenden Gesetzen die soeben bezeichnete Qualität ab; ihre aktive Mitgliedschaft ist damit hinfällig.

Der Kürschner'sche Verein will einen „wechselnden Vorort."

Auch das ist unzweckmäßig, wenn eine ruhige, stetige Thätigkeit in der Leitung erstrebt werden soll. Für einen nationalen Schriftstellerverein, für eine litterarische Reichsgenossenschaft von wahrhaft modernem Zuschnitt und gesetzlichem Gepräge ist nur ein Vorort denkbar: die Reichshauptstadt.

„Aufopferungsvolle" Leiter — ein weiteres Phantasiegebilde. Wenn eine große nationale Berufsgenossenschaft die richtigen Leute zur Führung der Geschäfte, zur Gründung und Leitung von Pensions- und Unterstützungskassen u. s. w. an der Spitze haben will, so bekommt sie dieselben unter den heutigen Verhältnissen niemals, wenn sie Opfer heischt, sondern nur, wenn sie auskömmliche Gehälter bezahlt. (Forts. folgt.)

Die Lebensfrage der Familie.

Nachdruck verboten.

Von Eduard von Hartmann.

Unter allen Verhältnissen ist die Lebensdauer der Familien oder Geschlechter in den höheren Ständen durchschnittlich kürzer als in den mittleren und niederen; aber wohl selten hat es eine Zeit gegeben, in welcher das Mißverhältnis einen solchen Grad erreicht hat, wie gegenwärtig. Es dürfte schwer sein, für diese Behauptung den exakten Beweis zu erbringen, da die mittlere Lebensdauer der Familien oder Geschlechter in einem Stande nicht unmittelbar abhängig ist von der Lebensdauer der Individuen, welche sie zusammensetzen, und von den Lebensläufen der Familien oder Geschlechter in den mittleren und niederen Ständen meist nur kurze Bruchstücke zu verfolgen sind. Trotzdem wird man dieser Behauptung beistimmen dürfen, wenn man erwägt, daß die drei hauptsächlichen Ursachen, von welchen der Unterschied der mittleren Lebensdauer eines Geschlechts in höheren und niederen Ständen abhängt, in der letzten Zeit sehr zugenommen haben, nämlich der größere Prozentsatz an Unverehelichten, das spätere mittlere Heiratsalter und die kleinere durchschnittliche Kinderzahl, die auf eine Ehe kommt.

Außer diesen drei Ursachen wirkt noch eine vierte mit, welche in ihren Wirkungen noch weit schwerer abzuschätzen und der statistischen Aufnahme bis jetzt entzogen ist, welche aber darum nicht weniger einschneidend wirkt; es ist dieß der Umstand, daß gegenüber der stärkeren Inanspruchnahme an Muskelkraft und individueller Lebenskraft in den Berufsarten der niederen Stände die intensivere Geistesarbeit und das intensivere Genußleben der höheren Stände mehr Nervenkraft konsumiert und dadurch die Lebenskraft des Geschlechts verzehrt. Durch Verbrauch von Nervenkraft wird nämlich mehr als durch irgend etwas anderes das Fortpflanzungsvermögen alteriert und zwar in doppeltem Sinne, erstens in Bezug auf die Zahl und Tüchtigkeit der unmittelbaren Nachkommenschaft, zweitens aber auch ganz besonders noch in Bezug auf die Nervenkraft und Fortpflanzungsfähigkeit der nächsten Generation, von welcher die Zahl und Tüchtigkeit der Nachkommenschaft in späteren Generationen mehr als von irgend einem andern Umstand abhängt. Insoweit sich die fragliche Wirkung in der Durchschnittszahl der auf eine Ehe entfallenden Kinder ausspricht, ist sie bereits in der dritten der vorangestellten Ursachen in Rechnung gestellt; insoweit sie aber die Tüchtigkeit, Fortpflanzungsfähigkeit und durchschnittliche Kinderzahl der unmittelbaren Nachkommen betrifft, muß sie als ein vierter Faktor in Ansatz gebracht werden, was freilich erst dann ziffermäßig möglich wäre, wenn wir eine vergleichende Familienstatistik der verschiedenen Stände und Berufsarten besäßen.

Man könnte nun meinen, daß in der kürzeren durchschnittlichen Lebensdauer der Familien und Geschlechter in den höheren Ständen ein billiger Ausgleich liege für die längere Durchschnittsdauer des Individuallebens, und daß es vom Standpunkt des Ganzen betrachtet gerade ein tröstlicher Gedanke sei, daß die Familien der höheren Stände, auch wenn sie sich in ihrem Stande behaupten, doch allmählich durch Aussterben für ein Nachrücken der niederen Stände Raum machen. Indessen die Genugthuung über diesen Ausgleich wäre doch nur eine kurzsichtige im Interesse des Ganzen. Denn es würde dabei übersehen, daß es vor allen im Interesse des Ganzen liegt, die ererbten und generationsweise gesteigerten Anpassungen an höhere soziale und kulturelle Aufgaben, durch welche die Mitglieder der höheren Stände denen der niederen durchschnittlich überlegen sind, möglichst voll auszubeuten und auch für die Zukunft des Prozesses nach Möglichkeit durch Weitervererbung zu verwerten. So wünschenswert es ist, daß strebsamen und ausnahmsweise günstig veranlagten Individuen und Familien das Aufrücken in die höheren Stände offen stehe, um diesen immer frisches Blut zuzuführen und sie zur Selbstbehauptung durch überlegene Leistungen zu zwingen, so zweckmäßig es ferner ist, die untüchtigen, arbeitsscheuen und ungünstig veranlagten Individuen der höheren Stände durch keine sozialen Einrichtungen vor dem Wiederhinabsinken in die niederen Stände zu bewahren, ebenso

unzweckmäßig wäre es, den kapitalisierten Gewinn der Arbeit vergangener Generationen, wie er in den ererbten Vorzügen der höheren Stände vorliegt, leichtsinnig vergeuden zu lassen, wenn man etwas zu seiner Erhaltung für künftige Generationen thun kann. Aus diesem Grunde lohnt es sich wohl, der Erwägung der Ursachen näher zu treten, durch welche die zunehmende Verkürzung der durchschnittlichen Lebensdauer der Familien höherer Stände bedingt ist, und sich umzusehen, welche Mittel der Abhilfe für diese wachsende Kalamität unseres sozialpolitischen Lebens zur Verfügung stehn.

Es kommt noch eine zweite Folge der Ehelosigkeit und Heiratsverspätung hinzu, welche als ein sozialer Uebelstand von der größten Tragweite allgemein anerkannt ist, dessen symptomatische Behandlung aber bis jetzt das Uebel verschlimmert hat, und der so lange fortdauern wird, bis er durch Abstellung seiner Ursachen an der Wurzel erfaßt wird. Es ist dies die sogenannte Frauenfrage, richtiger Jungfernfrage, d. h. die Frage, welchen Beruf man den Weibern anweisen soll, die ihren natürlichen Beruf als Frau verfehlt haben. Bekanntlich ist die Personen-Zahl beider Geschlechter in der Jugendblüte gleich, während im Kindesalter das männliche Geschlecht ein wenig, im reiferen Alter das weibliche beträchtlich und in wachsendem Maße überwiegt. Hieraus folgt, daß keine Jungfern übrig bleiben würden, wenn jedermann in seiner Jugendblüte eine Lebensgefährtin wählte. Eine Jungfernfrage entspringt erst daraus, daß die Zahl der Mädchen in der Jugendblüte größer ist als die Zahl der Männer in demjenigen reiferen Lebensalter, in welchem sie in höheren Ständen zur Ehe zu schreiten pflegen, und daß ein Teil dieser Männer es vorzieht, unverheiratet zu bleiben. Die Ausbildung der Mädchen für selbständige Berufsarten, welche zur symptomatischen Lösung der Jungfernfrage vorgeschlagen ist und vielfach angestrebt wird, macht das Uebel nur ärger, weil sie die Mädchen weniger anziehend für die Männer macht und dadurch die Zahl der unverheiratet bleibenden Männer, also auch die Zahl der sitzenbleibenden Mädchen vermehrt, was wiederum eine Verschärfung der Dringlichkeit der Jungfernfrage und vergrößerte Anstrengungen zur selbständigen Erwerbsthätigkeit zur Folge hat. Aus diesem fehlerhaften Kreislaufe, der sich in sich selbst steigert, ist nur herauszukommen, wenn man die alleinige Ursache der Jungfernfrage in der zunehmenden Ehelosigkeit und Heiratsverspätung der Männer erkennt, und die Bemühungen zur Abhilfe an diesem Punkte einsetzt.

Was zunächst die vierte Ursache der Verringerung der mittleren Lebensdauer der Familien, die stärkere Abnutzung der Nervenkraft durch intensivere geistige Arbeit und geistigen Genuß betrifft, so ist sie in der Hauptsache nicht zu beseitigen. Die höheren Berufsarten haben eben ihr Wesen darin, eine höhere und angespanntere geistige Arbeit zu verlangen, und selbst dann, wenn man bestreiten wollte, daß die intensivere Arbeit auch intensiveren Genuß als Gegengewicht fördert, würde man doch nicht leugnen können, daß die Genüsse und Erholungen der gebildeteren Stände selbst vergeistigter Art sind und darum auch wieder eine geistige Anspannung, wenn auch in anderer Art als die Arbeit, nötig machen. Da alle höhere Geisteskultur der Menschheit in dieser Steigerung der geistigen Arbeit und des geistigen Genusses liegt, so wird keine menschliche Schlauheit jemals ein Mittel ersinnen, um die kulturtragenden Minderheiten der Völker vor einer rascheren Abnutzung zu bewahren, und es bleibt in dieser Hinsicht nichts übrig, als sich mit der Mauserung der Aristokratie durch allmälichen Nachwuchs von unten zu trösten. Um so dringender aber muß den höheren Ständen ans Herz gelegt werden, daß sie sich vor jeder Uebertreibung in Arbeit und Genuß hüten und die unvermeidlichen gesundheitlichen Nachteile ihrer sozialen Stellung nach Möglichkeit dadurch auszugleichen suchen, daß sie im Uebrigen ein gesundheitsgemäßeres Leben führen, als es in den niederen Ständen durch ihre pekuniäre Lage gestattet ist.

Vor allem gilt es, den die Nervenkraft ersetzenden Schlaf der Nacht heilig zu halten, demnächst nicht nur auf nahrhafte, sondern auch auf reizlose Kost zu achten, so viel als möglich sich Bewegung zu machen und frische Luft zu atmen, den ersten Teil des Tages der Arbeit, den zweiten der Erholung zu widmen, regelmäßig zu leben und in allen Dingen Maß zu halten. Eine große Gefahr liegt darin, daß die nervenerregende Wirkung der Gehirnarbeit irritierend auf die Genitalsphäre wirkt und leicht zu einer vorzeitigen Vergeudung des Fortpflanzungsvermögens verleitet; diese Gefahr wird um so größer, je länger sie Zeit hat, zu wirken, d. h. je später das durchschnittliche Verheiratungsalter der Männer in den höheren Ständen fällt. Hier müssen alle hygienischen, ästhetischen, und moralischen Hebel angesetzt werden, um den sozialen Schäden vorzubeugen, die aus der Verbindung der verstärkten Irritation mit der verlängerten Entbehrung erwachsen können; am wirksamsten im Großen und Ganzen wird sich auch hier die Abschwächung der nervösen Irritation durch gesundheitsgemäße Lebensweise und Vermeidung diätetischer Reizmittel erweisen.

Es ist nicht schwer zu sehen, daß diese Ursache in Wechselwirkung steht mit den drei andern. Es ist für einen jungen Mann um so leichter, zeitweilige Selbstbeherrschung zu üben, je näher und gewisser ihm das Ziel der Ehe vorschwebt, um so schwerer, je ferner und aussichtsloser dasselbe nach Lage der sozialen Verhältnisse für ihn ist; umgekehrt rückt nichts die Neigung zur Verheiratung so sehr in den Hintergrund als die Gewöhnung an ein zügelloses Junggesellenleben, und es müssen dann meist schon nebensächliche Motive sein, welche den Entschluß zur Verheiratung doch noch reifen lassen. Ebenso stehen die drei andern Gründe untereinander in Wechselwirkung. Wer wenig Aussicht hat, zur Verheiratung zu gelangen, macht sich von vornherein mit dem Junggesellenleben vertraut und entzieht sich der Gelegenheit zur Anknüpfung bräutlicher Verhältnisse, so daß schon der Zufall sein Spiel treiben muß, wenn er ihn doch noch in Hymens Fesseln schlagen soll. Wer erst in reiferen Jahren ans Heiraten denken kann, der verpaßt die Zeit der jugendlichen Eindrucks-

fähigkeit, innerhalb deren so manches weibliche Wesen sein Herz hätte gewinnen können, und wenn er endlich soviel vor sich gebracht hat, daß er eine Familie zu gründen wünscht, so sieht er sich vergebens nach einem Mädchen um, in das er sich verlieben könnte, und wartet entweder, bis es ganz und gar zu spät ist, oder er schließt aus äußerlichen Gründen eine Ehe ohne Liebe.

Heiratet ein Mann erst in reiferen Jahren, so wird er durchschnittlich ein älteres Mädchen zur Frau wählen, als wenn er jünger geheiratet hätte; es wird demnach die Zahl der Kinder in seiner Ehe schon um des Alters der Frau willen geringer sein; außerdem aber tritt er nach kürzerer Ehedauer in ein Lebensalter ein, in welcher die Ehe ihre natürliche Bedeutung zu verlieren pflegt, auch wenn die Frau noch nicht aufgehört hat, fortpflanzungsfähig zu sein, so daß hier ein zweiter Punkt für Verkürzung der natürlichen Kinderzahl zu tage tritt. Da es nicht blos auf die Zahl, sondern auch auf die Beschaffenheit der Kinder, auf die Schonung der Mutter für ihren weiteren Beruf, und auf die genügende Ausbildung derselben für die Erziehung der Kinder ankommt, so würde ich es keineswegs für einen idealen Zustand halten, wenn die Töchter der höheren Stände unmittelbar nach erreichter Pubertät in die Ehe träten; aber auch die Hinausschiebung des durchschnittlichen Heiratsalters der Mädchen auf das 26ste bis 28ste Lebensjahr ist unnatürlich, weil es ohne weitere Förderung ihrer Ausbildung ihre jugendliche Anpassungsfähigkeit verringert und mehrere Kinder, welche vom 21sten bis zum 26sten Jahr der Mutter hätten das Licht der Welt erblicken können, für immer ungeboren läßt.

Dieselben Motive, welche die Männer gar nicht oder erst in reiferen Jahren zum Entschluß der Verheiratung gelangen lassen, bewirken auch eine Scheu vor reichem Kindersegen. Wir sind bereits zu einem solchen Grade der Verwirrung und Verkehrung der Begriffe gelangt, daß unseren höheren Ständen die naturgemäße Kinderzahl einer normalen Ehe von jugendlich verbundenen gesunden und kräftigen Gatten als eine „kaninchenartige Fruchtbarkeit" anstößig erscheint.*) Wo solche Ansichten platz gegriffen haben, müssen sie selbstverständlich eine Rückwirkung auf das mittlere Heiratsalter üben, insbesondere auf dasjenige der Frau; denn je länger ein Mädchen mit der Verheiratung wartet, oder ein je älteres Mädchen ein Mann zur Frau wählt, desto weniger Sorge vor allzu reichem Kindersegen brauchen sie zu hegen. Für den Mann ist die größere oder geringere Kinderzahl wesentlich nur eine pekuniäre Frage, da die Frau doch allein die Lasten derselben zu tragen hat; für die Frau aber ist es eine Kardinalfrage des Leibes und der Seele.

Wo nun durch einen widernatürlichen Spiritualismus und abstrakten Idealismus verschrobene Ansichten in der Frauenwelt gewisser Stände großgezogen werden, welche trefflich als Deckmantel der egoistischen Bequemlichkeit, Leistungsscheu und Genußsucht verwendbar sind, da bildet sich ein Geschlecht pretiöser und überspannter Egoistinnen, welche allenfalls wohl noch ein oder zwei Mal die Lasten der Mutterschaft auf sich nehmen wollen, weil sie anders auch der Freuden derselben nicht teilhaft werden können, welche dann aber auch nicht weiter von den Naturpflichten des Frauenberufes belästigt sein, sondern ungestört ihrer Behaglichkeit und ihren Amüsements leben wollen.

Nichts kann geeigneter sein, die Männer energisch von der Ehe abzuschrecken, als die Verbreitung solcher ebenso unsittlichen wie unnatürlichen Ansichten; denn wenn sie doch nur für wenige Jahre die Aussicht haben sollen, in einer naturgemäßen Ehe zu leben, so ist dieser Preis wahrlich das Opfer ihrer Freiheit nicht wert, und wenn sie nachher doch nur ein naturwidriges Verhältnis mit einem aus Egoismus unsittlichen Weibe fortsetzen sollen, so können sie sich auch gleich mit unsittlichen Verhältnissen zu egoistischen Weibern begnügen, die wenigstens nicht mit pretiöser Ehrbarkeit und tugendhafter Ueberspanntheit prunken Mädchen, welche zwar alle Vorteile der Frauenstellung durch die Ehe zu erlangen wünschen, aber nicht mehr die ehrliche und rückhaltlose Opferwilligkeit für alle ihnen von der Natur und dem sozialen Gesamtinteresse auferlegten Pflichten besitzen, wollen den Mann, der sie heiratet, einfach im Handel betrügen, und es geschieht ihnen persönlich nur ihr Recht, wenn sie dabei die Betrogenen sind, d. h. sitzen bleiben.

Leider geschieht nur mit dieser nächstliegenden Lösung dem sozialen Ganzen nicht sein Recht, und deshalb können solche überspannte egoistische Ansichten nicht entschieden genug zu rechter Zeit bekämpft werden. Die Mädchen können nicht früh genug lernen, daß sie ebensowenig wie die Männer geboren sind, um zu genießen, sondern um zu dienen, nicht den Männern, sondern gleich diesen ihrem Beruf, und daß ihr einziger unmittelbarer Beruf darin liegt, dem Vaterland möglichst viel möglichst tüchtige und wohlerzogene neue Bürger zuzuführen, um es im Kampf ums Dasein der Nationen konkurrenzfähig und siegreich zu erhalten. Ist es denn nicht ein tief beschämender Gedanke, daß in allen modernen Kulturvölkern die bisherige Durchschnitts-Zahl der ehelichen Geburten nicht ausreichen würde, um dieselben vor Rückgang und allmälichem Aussterben zu bewahren, daß z. B. das deutsche Volk seine rasche Vermehrung seit dem Jahre 1815, durch welche allein es in den Stand gesetzt wurde, seine Existenz gegen Frankreich siegreich zu behaupten, lediglich den Opfern verdankt, welche die Mütter der unehelichen Kinder auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt haben? Ist es denn nicht ebenso beschämend für die höheren Stände, daß sie, die am ehesten in der Lage wären, für die Volksvermehrung ein Uebriges zu thun, in der Erfüllung dieser staatsbürgerlichen Pflicht hinter dem Durchschnitt weit zurück bleiben, dem Proletariat zu andern Lasten auch noch die Last aufbürden, den Ausfall ihrer Leistungen zu decken und dadurch eine umgekehrte natürliche Zuchtwahl, eine Erhaltung des mindest Entwickelten, inaugurieren?

In dem unnatürlichen egoistischen Widerwillen vieler Mädchen der höheren Stände gegen eine

*) Dieselbe beläuft sich nach medicinischen Annahmen auf 2 vor dem 20sten Jahr, 5 in den zwanziger, 3 in den dreißiger und 1 in den vierziger Jahren, zusammen auf 11.

opferbereite Erfüllung des Frauenberufs ist ein zwar verborgenes und sorgsam verhülltes, aber doch hinreichend durchscheinendes Motiv aufgedeckt, welches die Männer von der Ehe mit Standesgenossinnen abschreckt, sobald sie klar genug blicken, um zu merken, daß es darauf abgesehen ist, sie im Handel zu betrügen, und daß sie in einer solchen Ehe vor die Wahl gestellt sind, entweder unter dem Druck pekuniärer Motive sich mit guter Miene in die Lage des Betrogenen zu finden, oder die Frau zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen auf Kosten des ehelichen Friedens und häuslichen Behagens. Es gibt aber auch offener zu tage liegende Gründe, welche die Zunahme der Ehelosigkeit und Heiratsverspätung erklären, nämlich der immer allgemeiner werdende Hang, über seinen Stand hinaus zu leben.

Es ist unbestreitbare Thatsache, daß trotz einer rascheren Vermehrung der Bevölkerung die Lebenshaltung aller Stände in den letzten 150 Jahren außerordentlich gestiegen ist. Unsere heutigen Arbeiter, welche über Unzulänglichkeit der Löhne klagen, können sich kaum einen Begriff davon machen, in welchem Elend ihre Urgroßeltern lebten; aber unser Mittelstand bis in die höchsten Berufsarten hinauf kann sich in seinen älteren Gliedern noch sehr wohl entsinnen, welche puritanische Einfachheit in den Häusern seiner Großeltern nach den Mitteilungen der Eltern in deren Jugend geherrscht hat. Die Möglichkeit einer besseren Lebenshaltung aller Stände trotz schneller Volksvermehrung liegt ausschließlich darin, daß jetzt die aufgespeicherte Sonnenkraft vergangener Jahrtausende, die wir mit den Steinkohlen aus der Erde graben, vermittelst unserer Maschinen unverhältnißmäßig viel mehr Gebrauchswerte produziert, als dieselbe Volkszahl durch eigene Kraft und Handarbeit liefern könnte, und daß wir gegen einen überschüssigen Teil dieser Fabrikate die Bodenprodukte anderer Länder und Weltteile eintauschen können. Der Grund dafür, daß der Drang nach Steigerung des Wohllebens gegenwärtig so viel intensiver geworden und teilweise in eine krankhafte Genußsucht ausgeartet ist, liegt einerseits darin, daß die bedeutend vermehrte Klasse der sehr Reichen in dem produktiven Raffinement unserer Zeit die Mittel zu einem höchst verfeinerten Wohlleben vorfindet und durch ihr Beispiel die andern Stände zur Nacheiferung anreizt, anderseits darin, daß der demokratische nivellierende Zug unseres Zeitalters sich mehr als je gegen die Unterschiede des Komforts verschiedener Stände als gegen eine soziale Ungerechtigkeit auflehnt, und die Genüsse der Bevorzugten als das gleiche Recht für Alle fordert.

Wie überall sind auch hier Vorteile und Nachteile verbunden. Die Intensität des Emporstrebens in eine günstigere Lebenslage, welche der Haupthebel des Kulturfortschritts durch Steigerung des Wettbewerbs und des Arbeitseifers ist, hängt selbst wieder wesentlich von der Intensität ab, mit welcher von jedem Stande die Teilnahme an den Genüssen und Vorzügen der über ihm stehenden Stände ersehnt wird, und insofern ist diese Intensität ein Vorzug unserer Zeit. Andrerseits liegt in ihr eine Steigerung der Gefahr, daß man die Zukunft, d. h. die reellen Chancen des sozialen Emporsteigens der Familie, um der Gegenwart willen, d. h. um des vermehrten augenblicklichen Behagens willen preisgibt, daß man die erstrebte Sache, d. h. die Gewinnung einer behaglicheren Lebenslage, dem bloßen Schein ihres Besitzes opfert. In diesem Sinne wird dasjenige, was Hebel eines beschleunigten Kulturfortschrittes sein sollte, zum Hindernis des Fortschreitens der Familie, nämlich wenn der Leichtsinn, welcher die Mittel des Emporklimmens in momentaner Genußsucht verzehrt, und die Eitelkeit, welche den gleißenden Prunk und die hohle Prahlerei an die Stelle des wirklichen Besitzes einer günstigeren Lage setzen, sich hinzugesellen. Darum ist der Drang nach Emporsteigen nur insoweit wirtschaftlich gesund und sozial berechtigt und zweckmäßig, als er die Kräfte zum Erwerb größerer Mittel anspornt, aber verderblich, wo er mit den vorläufig zur Verfügung stehenden Mitteln das Ziel des Wunsches vorwegnimmt, d. h. zu unverhältnismäßigem Luxus führt. Wie ein unverhältnismäßig geringes Luxusbedürfnis zum Hemmnis des Kulturfortschritts wird und ein Volk zum Stillstand verurteilt, so muß ein übermäßiges, d. h. über die verfügbaren Mittel hinausgehendes Luxusbedürfnis zum kulturgeschichtlichen Rückschritt und endlich zum Ruin führen.

Was für ganze Völker gilt, das gilt nicht minder für einzelne Stände und Familien. Nichts muß so unfehlbar den Ruin des Grundadels beschleunigen, als dessen krankhafte Sucht, sich an Luxus nicht von dem Geldadel überflügeln zu lassen, und ein großer Teil der Klagen über die zunehmende Verschuldung des Großgrundbesitzes ist allein darauf zurückzuführen, daß die rasche Steigerung der Gütererträge doch noch weit überholt ist durch die Steigerung der Lebensgewohnheiten der unmittelbar und mittelbar von ihnen lebenden Familien. Der Dienstadel oder Beamtenstand klagt in den meisten Beamtenkategorien mit Unrecht darüber, daß die Steigerung der Gehälter mit der Entwertung des Geldes nicht gleichen Schritt gehalten habe; seine soziale Stellung ist nur dadurch relativ ungünstiger geworden, weil die Lebensgewohnheiten des Geldadels und des mit ihm wetteifernden Grundadels seit einigen Menschenaltern sich außerordentlich gesteigert haben, so daß er im Vergleich zu diesen ihm verwandten Ständen sich in derselben Lage höchst unzufrieden fühlt, mit welcher er früher sehr zufrieden war. Sogar der Offizierstand, der am meisten Anlaß hätte, jede Verweichlichung zu scheuen und in spartanischer Bedürfnislosigkeit seine Ehre zu suchen, ist mehr und mehr in einen thörichten Wettstreit mit dem Geldadel geraten, und hier wirkt jede Verirrung des Standesgeistes um so schlimmer, als der Einzelne weit weniger die Möglichkeit hat, sich gegen erkannte Unsitten aufzulehnen.

Weil in allen Ständen mit Ausnahme des Geldadels die Ansprüche an das Leben schneller gewachsen sind, als die Mittel ihrer Befriedigung, nur darum ist die Unzufriedenheit und die Klage über unauskömmliche Mittel jetzt so weit verbreitet.

Dieselben Stände, welche früher bei bescheidener Lebensweise Mittel genug übrig hatten, um eine reichliche Kinderzahl anspruchslos, aber gut zu erziehen und noch einen Notgroschen für die Familie

zurückzulegen, verbrauchen jetzt bei gestiegenen Lebensansprüchen ein Einkommen von mindestens gleicher Kaufkraft entweder für sich allein oder für eine viel kleinere Familie, erziehen wenige, aber anspruchsvolle und verwöhnte Kinder und lassen ihre Hinterbliebenen in einer hilflosen, mit ihrer Verwöhnung um so bitterer kontrastierenden Lage zurück, weil die luxuriösere Lebenshaltung für Sparrücklagen zur Selbstversicherung nichts übrig läßt. Die so über ihren Stand hinaus gewöhnten Kinder sind dann die Heiratskandidaten der nächsten Generation. Ist es da ein Wunder, wenn die Söhne Bedenken tragen, sich zu verheiraten und ihren Arbeitsertrag für sich allein verbrauchen, und wenn die mittellosen Töchter dem Loose einer traurigen Jungfernschaft und oft genug dem Kreise der verschämten Armut verfallen?

Auch in der Familie, ebenso wie im Stande und im Volke, ist der Tod, d. h. das Aussterben, der Sold der wirtschaftlichen Sünde. Wo noch ein natürliches, soziales Solidaritätsbewußtsein herrscht, wirkt diese Erkenntnis als ein Gegenmotiv gegen die wirtschaftliche Verirrung; aber das ist gerade das Gefährlichste an der individualistischen Atomisierung und dem abstrakt-idealistischen Nivellement unserer Zeit, daß jedes Individuum nur an sich und seine Rechte auf das Leben, aber nicht an seine Gliedschaft in sozialen Individuen höherer Ordnung und an seine Pflichten gegen diese denkt. Après nous le déluge ist der Wahlspruch der selbstsüchtigen Genußsucht; mag die Welt hernach ohne mich weiter gehen, wie sie kann und will, wenn ich nur mein Leben genossen habe, so gut ich konnte! Hier enthüllt sich die sittliche Verirrung und Verkehrtheit als Wurzel der wirtschaftlichen. Familien, die ihre Mitglieder in diesem unsittlichen Egoismus sich verhärten lassen, verdienen auch aus sittlichem Gesichtspunkte unterzugehen und durch neu aufstrebende Elemente ersetzt zu werden.

Glücklicher Weise sind solche extreme Erscheinungen noch keineswegs allgemein verbreitet, wenn auch in geringerem Maße die Tendenz zu luxuriöseren Lebensgewohnheiten schon den ganzen sozialen Körper infiziert hat. Es steckt auch in unsern höheren Ständen noch ein überwiegend gesunder Kern, und an ihn wende ich mich, um ihn durch die Erkenntnis, wohin die Verirrung der Zeit führen muß, zum Widerstande gegen einen bethörten Zeitgeist und Standesgeist zu ermutigen und diesen Geist durch eine energische Reaktion in gesundere Bahnen zurückführen zu helfen.

Wenn ich vorher darauf hingewiesen habe, daß es vorzugsweise das weibliche Geschlecht ist, dessen Egoismus sich gegen die vorbehaltlose und opferwillige Erfüllung der ihm auferlegten Berufslasten zu sträuben in Gefahr ist, so erfordert die Gerechtigkeit die Anerkennung, daß es vorzugsweise das männliche Geschlecht ist, welches aus finanziellen Bedenken vor der Ehe zurückscheut. Denn wie das Weib den schwereren Teil der natürlichen Lasten zu tragen hat, so der Mann den schwereren Teil der sozialen Lasten, d. h. die Beschaffung des Unterhalts für die ganze Familie. Das Mädchen, das sich verheiratet, muß dem Manne soweit vertrauen, daß er für den Unterhalt der Familie sorgen wird; sie hat mit darunter zu leiden, wenn sie sich geirrt hat, aber sie trägt keine Verantwortung dafür. Der Mann dagegen, der sich zur Ehe entschließt, übernimmt die ganze Verantwortung für die Erhaltung der Familie und scheut vor dem Gedanken zurück, dieser Verantwortung nicht gewachsen zu sein. In finanzieller Hinsicht schreiten deshalb die meisten Mädchen geradezu leichtsinnig zur Ehe, auch wenn sie in anderer Hinsicht gar nicht leichtsinnigen Temperaments sind; sie werden dabei von einem gewissen Fatalismus der Pflichterfüllung getragen und von der beruhigenden Gewißheit, alle Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht auf den Mann abwälzen zu können. Es liegt ihnen so viel daran, zur Erfüllung ihres natürlichen Berufes und zu den sozialen Vorteilen der Frauenstellung zu gelangen, daß sie ihre kritische Besonnenheit bereitwillig zurückdrängen und sich gern einer Täuschung über die Zukunft hingeben, die sie bei jeder ihrer Freundinnen ohne Zweifel durchschauen würden. Sie sind demgemäs stets bereit, die Sorgen und Bedenken eines sonst willkommenen Bewerbers zu beschwichtigen und demselben ihre Anspruchslosigkeit, Genügsamkeit, Arbeitslust und Opferwilligkeit zu versichern, um ihm den Entschluß zu erleichtern. Diese Versicherungen sind auch keineswegs Lügen, sondern gute Vorsätze, deren Erfüllung sie sich wirklich zutrauen; zumal wenn ein Mädchen liebt, so hält es keine Beschränkung für zu groß, um als Hindernis der Vereinigung mit dem Geliebten gelten zu dürfen.

Leider pflegt die gehobene Stimmung der Braut nicht für die Dauer anzuhalten und oft sind alle die guten Vorsätze blos Pflastersteine auf dem Wege zu einer ehelichen Hölle. Die alten Gewohnheiten behaupten ihr Recht, und wenn auch die Vernunft so weit die Oberhand behält, um die unvermeidlichen Entbehrungen zu ertragen, so fehlt dabei doch nicht blos die Freudigkeit, sondern oft genug auch die bloße Geduld, und die mangelnde Zufriedenheit der Frau läßt auch die häusliche Behaglichkeit des Mannes nicht aufkommen. Bald ist es die Kleidung und der Putz oder Schmuck, bald der Charakter des Wohnorts, bald die Größe der Wohnung, bald die Bedienung, bald die Kost, bald die Beschaffenheit des Umgangskreises, bald die Zerstreuungen und Vergnügungen, welche bei der neuen Lebensweise mit den früheren Gewohnheiten der Frau im Widerspruch stehen und durch welche ihre Unzufriedenheit erregt wird. Manchmal werden die alten Gewohnheiten durch neue verdrängt, aber meist behauptet die Erinnerung an die früher besessenen Annehmlichkeiten ihr Recht und verhärtet und verbittert sich in bezug auf den einen oder den andern Punkt je länger je mehr. Schlimmer noch als offene Klagen und Vorwürfe wirkt auf den Gemütsfrieden des Mannes die unausgesprochene ständige Unzufriedenheit der Frau, sowohl der mürrischen wie der sanft duldenden, und am schlimmsten ist die hysterisch angehauchte Bedrücktheit und Melancholie, welche stets mit dem Uebergang in wirkliches Gemütsleiden droht, wenn ihr nicht der Wille geschieht und sie durch Zerstreuungen abgelenkt wird. Ist dem unbefriedigten Anspruch

durch Geld abzuhelfen, so soll der Mann wo möglich seine schon voll angespannte Arbeitskraft überspannen, um demselben genug zu thun; will er aber gar das Geld, welches zu diesem Zwecke ausreichen würde, zur Selbstversicherung der Familie zurücklegen, so betrachtet die Frau das einfach als einen Raub an dem ihr Gebührenden. Reichen die Mittel ohnehin schon nicht aus, um irgendwelche Ansprüche der Frau zu befriedigen, so muß natürlich einer solchen Frau jeder Gedanke an eine weitere Vergrößerung der Familie als ein von dem rücksichtslosen Manne gegen sie geplantes Verbrechen erscheinen; denn nun verbinden sich in ihr der Egoismus in natürlicher und in wirtschaftlicher Hinsicht, um den Zweck der Ehe zu vereiteln. Ebenso staunenswürdig wie die Opferwilligkeit, die Energie und die Ausdauer der Leistungen sind, zu denen das Weib als uneheliche Mutter oder als Wittwe unter dem eisernen Zwang der Notwendigkeit, für ihre Kinder zu sorgen, sich aufschwingen kann, ebenso grausam und unbarmherzig kann die egoistische Rücksichtslosigkeit sein, mit welcher dasselbe Weib alle Lasten dem Manne aufbürdet, so lange sie noch einen hat.

Das hier gezeichnete Bild ist glücklicherweise nicht die Regel, sondern nur die Ausnahme, wenn auch keine ganz seltene; aber irgend etwas von den hier zusammengestellten Zügen wird man bei einiger Aufmerksamkeit häufiger entdecken als man meint. Jeder Mann, der mit Heiratsgedanken umgeht, muß daran denken, daß eine solche Zukunft auch ihm blühen kann, und daß wenigstens die guten Vorsätze und Versicherungen seiner Erkorenen ihm ganz und gar keine Bürgschaft dagegen gewähren. Bewunderungswürdig erscheint mir stets das Durchschnittsweib aus dem Volke, das ohne Dienstboten ihr ganzes Hauswesen allein besorgen, ihre Wochenbetten unter dem Beistande gefälliger Nachbarinnen erledigen, ihre Kinder selbst warten und pflegen, dabei noch oft die Rohheiten eines rücksichtslosen und zeitweise betrunkenen Mannes ertragen und durch eignen Arbeitsverdienst zur Einnahme der Familie beisteuern muß, und das alles mit der Aussicht, im Falle ihrer Wittwenschaft für ihre Erhaltung und für die Erziehung der Kinder mit ihren zwei Händen aufkommen zu müssen. Dieses Weib aus dem Volke trägt entschieden den schwereren Anteil an der Last des Lebens, und die Art, wie sie ihn meistens trägt, nötigt uns volle Hochachtung vor ihrem sittlichen Wert ab, welcher dem des Mannes meist ebenso überlegen ist, wie er in dem höheren Stande hinter diesem zurücksteht. An den unglücklichen Ehen und den Scheidungen in niederen Ständen trägt meist der Mann, an denjenigen in den höheren Ständen überwiegend die Frau die Schuld: in den ersteren ist entschieden die Frau, in den letzteren gewöhnlich der Mann der liebenswürdigere und innerlich gebildetere Teil.

Den Grund davon sehe ich wesentlich darin, daß die Mädchen und Frauen der höheren Stände durch geschäftigen Müßiggang systematisch verdorben, von dem Gedanken, daß Arbeiten und Dulden der natürliche Zustand des Menschen sei, entwöhnt und darauf hingedrängt werden, in der Bequemlichkeit und Vergnüglichkeit den Zweck ihres Daseins zu suchen. Ein fünfstündiger Mädchenschulunterricht mit zwei- bis dreistündiger häuslicher Arbeitszeit, bei halb- bis einstündigem Schulwege und nebenherlaufenden Privatstunden verbietet es, die Mädchen während ihrer Schulzeit zu häuslichen Arbeiten heranzuziehen; wenn sie dann mit 15 bis 17 Jahren die Schule verlassen, so haben sie bereits gelernt, sich als Damen zu fühlen, welche für häusliche Arbeiten zu vornehm und zu gebildet sind, und wenn sie auch wirklich anders dächten, so sind in einem Hauswesen mit der entsprechenden Zahl von Dienstboten keine nennenswerten Arbeiten da, welche die Hausfrau ihnen anweisen könnte.

Vom 16. Jahre bis zur Verheiratung in den 20ger Jahren sind sie somit zum Müßiggang förmlich gezwungen, wenn sie sich nicht zu einem wissenschaftlichen oder künstlerischen Studium entschließen, durch welchen sie dem Beruf als künftige Hausfrauen immer mehr entfremdet werden. Das einzige, was sie im Durchschnitt lernen, das ist, ihre nutzlose Zeitvergeudung mit mehr oder minder Grazie zu verschleiern, sei es durch das Lesen der allerneuesten englischen und französischen Schundromane, der einzigen Frucht ihrer Sprachstudien, sei es durch zwecklose augenverderbende Handarbeiten.

Jeder Arbeitseifer, jedes Gefühl des Verpflichtetseins zu volkswirtschaftlichen Leistungen, jede Scham vor einer bloßen Schmarotzerexistenz und unverdientem Wohlleben wird dabei systematisch getödtet, und man kann sich nicht wundern, wenn die so erzogenen Mädchen vor dem Gedanken zurückscheuen, als Frau in ein Hauswesen eintreten zu sollen, wo ihnen zwar die grobe Arbeit durch eine Magd abgenommen wird, aber das eigentliche Kochen, das Schneidern ihrer eigenen Kleidung und derjenigen für die Kinder und, was am schwersten wiegt, die tägliche und nächtliche Kinderpflege auf ihre eigenen Schultern fallen würde. Das Höchste, wozu sie sich aufschwingen wollen, ist die Last der Leitung eines Hauswesens mit mehreren Dienstboten, deren Ansprüche an Gedankensammlung und wohlüberlegte Anordnung schon grell genug von der in der Mädchenzeit gewohnten passiven Bummelei abstechen; aber einen Mann zu nehmen, der nicht im Stande ist, ihnen Köchin und Kindermädchen zu halten und alle Familiengarderobe durch fremde Hände anfertigen zu lassen, darin sehen sie mindestens ein so großes Opfer, daß es durch ein lebenslängliches Aufhändengetragenwerden vom Manne nicht aufgewogen werden kann.

(Schluß folgt.)

Die Stimme des Blutes.

(Aus dem „Totentanz der Liebe".)

Münchener Novelle von M. G. Conrad.

Der eine stieß den andern an: „Na, das war eine Leistung, mein Lieber! An diese Fahnenweihe will ich meiner Lebtag' denken."

Hastig entfernten sich beide Kameraden und stolperten die dunkle Treppe hinab.

Die alte, wurmstichige Bettlade krachte in allen Fugen, als Balzers Leib quer über den hochaufgefüllten Strohsack hinschlug. Zuerst lag er auf dem Bauche, da aber der Schädel auf eine harte Kante traf, so brachte der plötzliche heftige Schmerz den Betrunkenen soweit zur Besinnung, daß er eine drehende Bewegung versuchte, um auf den Rücken zu kommen.

Nein, auch das war noch nicht die rechte Lage; es ging nicht mit dem Atmen. Endlich nach allerlei mechanischen Reckungen, Drehungen und Wälzungen war es ihm gelungen, den schweren Körper so zu betten, daß Kopf und Brust hoch und frei lagerten, und wenigstens das linke Bein und der rechte Arm ausgestreckt Raum fanden, während die beiden andern Gliedmassen über die schmale Bettlade starr hinabhingen, als wären sie nur ganz lose am Leibe befestigt.

Nun lag er im festen Schlafe, noch angethan mit dem Feststaate des Veteranen, der Held, dem der gewohnheitsmäßige starke Biergenuß im Bunde mit der heißen Augustsonne heute bei der Vereinsfahnenweihe so übel mitgespielt, daß er selbst bei dieser außerordentlich feierlichen Gelegenheit sich nicht einmal am hellen Tage des Rausches erwehren konnte, vor dem er früher nur nach den öden Anstrengungen des verkummelten Werktages und in tief dunkler Nacht zu kapitulieren pflegte. Aber wer einst so wild und siegreich mitgefochten in einem halben Hundert Schlachten, zuerst für den König, dann für Kaiser und Reich uud heute noch, wenn Not an den Mann ginge, gegen Russen und Slovaken und Franzosen losschlagen würde wie der hitzigste blaue Teufel, der kann sich zur Abwechselung doch auch den Triumph seiner Niederlage vor der Uebermacht des Bieres gönnen? Und der schöne dicke Balzer von Schwabing, gebürtig aus Dachau, gönnte sich von Jahr zu Jahr reichlicher diesen Triumph. Ja, er war schon geneigt, sich auf seine Räusche nicht weniger einzubilden, als auf seine vergangenen und künftigen Feldzüge — Kreuzkanonendonnerwetter!

Nur etwas störte sein Heldentum aufs verdrießlichste: die abfällige Kritik seiner Frau Franziska und die boshaften Bemerkungen der Nachbarn.

Es half nicht immer, daß er sich vorredete: „Ach was, schwache Seelen, nüchterne Spießbürger, die nie im Feuer gestanden und drum auch nie den rechten Soldatendurst begreifen. Man muß Pulver und Blut gerochen haben!"

Trotz seines martialischen Dreinsehens wurde ihm oft sehr bänglich zu Mute, wenn die Blicke seiner Frau schmerzlich vorwurfsvoll auf ihm ruhten. Sie machte wenig Worte, die strenge Franziska, aber ihre mächtigen dunklen Augen sagten mehr in ihrer stummen Beredsamkeit, als eine lange Predigt.

Mit den Jahren wurde der Veteran jedoch auch in diesem Punkte härter. In dem Maße wie seine Schulden wuchsen, die auf dem einst so billig erworbenen Häuschen mit dem großen Gartengrundstück an der Schwabinger Landstraße lasteten, steigerte sich auch seine wirtschaftliche Rücksichtslosigkeit und seine eheliche Herzensverhärtung.

„Balzer, denk' an die Zukunft!"

„Kreuzkanonendonnerwetter! Wir werden noch schöne Kriege erleben und Blut in Strömen fließen sehen!"

Zwei Kinder waren ins Haus gekommen; das jüngste starb bald nach der Geburt, das älteste entwickelte sich langsam. Es war ein schmächtiger Junge mit nachdenklichen Augen. Nach längerer Pause kam noch ein Mädchen, der Liebling der Mutter. Balzer wunderte sich über diesen Zuwachs und konnte keine rechte Neigung zu ihm fassen. Schon daß es kein Knabe war, behagte ihm nicht. Das Familienleben wurde ihm überhaupt

immer unangenehmer. Da war doch in den Vereinen, denen er angehörte, besonders in dem der Veteranen, eine ganz andere Gemütlichkeit und Lustigkeit und Hochachtung!

Und gerade heute, wo die lange vorbereitete festliche Fahnenweihe begangen wurde, mußte er sein Weib zerknirscht und aufgelöst in Thränen sehen, weil sich der Zustand des plötzlich erkrankten kaum zweijährigen Mädchens zusehends verschlimmerte. Aber die Vereinspflicht ruft und die fröhlichen Maßkrüge winken gar herausfordernd. Nur keine Spitalstimmung!

„Dein Kind liegt im Sterben, du sollst heimkommen!" wurde ihm gegen Abend gemeldet.

„Kreuzkanonendonnerwetter!" lallte der stark betrunkene Held. Zwei Kameraden geleiteten ihn nach Hause. Auf dem endlos langen Wege durch die Ludwigsstraße fuhren von fünf zu fünf Minuten schrecklich überfüllte Trambahnwägen, mühsam gezogen von einem einzigen schweißtriefenden und keuchenden Pferdchen, an ihnen vorüber, und es fehlte nicht an lachenden Spottreden von Seite der lustigen Fahrgäste über das im Staube und in der Hitze der Straße lautlos dahinschwankende Veteranenkleeblatt.

Erst jenseits des Siegesthores ließ sich die frischere Abendluft von den englischen Anlagen her spüren, und leise rauschten die hohen Pappeln, welche in kurzen, regelmäßigen Abständen die Schwabinger Landstraße säumen.

Es nachtete bereits, als sie Balzers Häuschen nach unsäglicher Beschwernis erreichten. Sie lehnten den heldenhaft betrunkenen Kameraden an die Wand des Vorraums gerade der Thür gegenüber und öffneten diese mit tastender Hand, ohne anzuklopfen.

Auf einem niedrigen Rohrstuhle saß Franziska, das Haupt über die Wiege gebeugt und ängstlich auf die kurzen Atemzüge des todkranken Lieblings lauschend. Bei dem plötzlichen schweren Geräusch fuhr sie in die Höhe, und im rötlichgelben Scheine der Petroleumlampe, welche, der Wiege abgewandt auf dem tiefen Fenstersimse brannte, erblickte sie die jämmerliche Gesellschaft der Eindringlinge in verschwommener Silhouette.

„Nicht über die Schwelle!" rief sie und ihre Gestalt stand drohend aufgerichtet in dem dämmerigen Gemach. Nun machte sie zwei Schritte vorwärts, ihre Augen funkelten in dem bleichen Antlitz und während sie mit der erhobenen Rechten nach der Treppe wies, die nach der Dachkammer führte, schloß sie mit der Linken die Thür ... „O die Schmach!" jammerte sie jetzt und fiel weinend an der Wiege nieder.

Balzer schlief noch immer. Zuweilen ging sein Atmen in Schnarchen über und klang durch die Resonanz der ausgedörrten Bretterwände des engen Raumes verstärkt wie der tiefgezogene Ton einer Baßgeige. Erst nach Mitternacht als eine stark abgekühlte Luft durch die Dachluke strich, wurde sein Schlaf unruhiger und allerlei Traumfragmente gaukelten durch sein benebeltes Gehirn.

„Kreuzkanonen ... Schlaf, Kindl ... Schlaf'! Nit sterben! ...."

In der Angerfrohnveste hatte man wenige Tage vorher einen Gattenmörder geköpft. Eine grausige Abbildung der Hinrichtungsszene wurde von der „Münchener Volkszeitung" veröffentlicht und in Tausenden von Extrablättern verbreitet. Auch in Balzers Traum trat jetzt das schreckliche Bild. Der Mörder trug seine Züge, der Kopf, der vom Fallbeil in den Korb schnellte, zeigte seine eigene Physiognomie mit einem schauerlich jovialen Grinsen. Und nun sprang das Blut aus den Röhren des Rumpfes in immer mächtigerer Fülle und Hast, jetzt wie ein angeschwollener Strom im wilden Wellengetriebe. Schon war der ganze Hof überschwemmt, und es rauschte und wogte und dampfte ohn' Aufhören. Alles war ertrunken und versunken ringsum, der Scharfrichter, seine Gesellen, die Gerichtsleute, die Soldaten, die Zeugen, die Zeitungsschreiber; nur das Mordinstrument mit dem angeschnallten armen Sünder-Leichnam schaukelte und hob sich wie ein Schiff auf den wogenden steigenden Wellen, und das breite Fallbeil gleiste rot im Widerschein der blutigen Flut. Und fort und fort stürzte sich der Blutschwall aus den Röhren des Rumpfes, der nun selbst immer riesigere Formen gewann, und das Rauschen und Tosen und Dampfen wurde immer erschrecklicher und der heiße, fade Blutgeruch immer erstickender. Und wie ein See, der in Stürmen und Wolkenbrüchen alle Schutzwehren zertrümmert und über seine Ufer hinausrast, so stürzte sich jetzt der schäumende Blutschwall über Mauern und Dächer mit unerhörtem Platschen und Rollen und Krachen hinweg, und München ging unter

in der blutigen Ueberschwemmung. Im Nu war die ganze Welt nur ein einziges wütendes Blutmeer, Luft und Himmel nur Blut, Blut, Blut . . . .

Mit einem dumpfen Schrei stürzte der halberstickte Träumer aus dem Bette. Nachdem der schwere Anfall vorüber, erhob sich Balzer, schleppte sich, stöhnend vor rasendem Kopfweh, an die Dachlucke und stierte hinaus in die blutige Morgenröte und riß den Mund weit auf, um gierig die Morgenluft einzuatmen. Aber er fühlte sich so unsäglich elend, so zerschlagen, verdummt, ein gottverlassenes Jammerbild. Und Weib? Und Kind? — Das Blut, das Blut!

„Kreuzkano . . . .“ Nein, es will nicht heraus. Unsicher schwankte er aus der Kammer bis an die Stiege, jedoch er fand den Mut nicht, weiterzugehen; an der ersten Stufe hockte er sich nieder und kauerte fröstelnd zusammen.

Franziska war die ganze Nacht nicht von der Wiege ihres sterbenden Lieblings gewichen. Sie saß immer noch auf dem niedrigen Rohrstuhle; von Zeit zu Zeit hob sie ihren Kopf, der auf ihren den Wiegenrand umklammerten Händen schlummerlos ruhte, und sah nach der heißgeliebten kleinen Dulderin. Keine Hilfe, wo das arme Menschenkind der Hilfe am bedürftigsten. Und das große Lebensweh für ein bischen Liebe! Franziska schluchzte. Am Abend hatte das Gesicht des Kindes noch seine natürliche Farbe, nur das Auge blickte starr, und die Krämpfe waren heftiger. Nach Mitternacht ruhte das Körperchen ruhig unter der Decke, nur bisweilen geschüttelt von den Schmerzen der Atemnot. Franziska mühte sich, zwischen die zusammengepreßten Zähnchen einige Tropfen lindernder Arznei zu träufeln; sie faßte die fiebernden Händchen und netzte sie mit Thränen und Küssen.

„Gretchen, süßes Gretchen, siehst du deine arme Mama nicht mehr?“

Das Gesichtchen war wachsbleich geworden, nur selten flog ein jäher rosiger Glanz darüber; das Näschen spitzte sich, die Aeuglein wurden glasig. Plötzlich hob Gretchen seine kleinen, lieben Arme, als wollte es hilfesuchend nach der Mama greifen, dann krampfte es seine Fäustchen ineinander, röchelte — und verschied.

Franziska that einen gellenden, markerschütternden Schrei: „Liebling, bist tot? bist tot? Gretchen, o mein einziges Gretchen!“

Der Schrei fuhr dem auf dem obersten Treppenabsatz eingeschlummerten Balzer wie ein Donnerschlag ins Gehirn. Ein Schauder überlief seinen Körper, sein Blut stockte. Endlich raffte er sich auf und stieg die Treppe herab. Als er in die Stube trat, saß Franziska da wie eine Mater dolorosa, den kleinen Leichnam auf dem Schoße. Lange betrachtete er das schmerzensreiche Bild und brachte kein Wort hervor, er, der schöne, dicke Balzer, der Held so vieler Siege und ruhmreicher Niederlagen.

„O mein Kind“, stotterte er endlich.

Franziska wandte langsam den Kopf und faßte die übernächtige Jammergestalt fest ins Auge mit einem unsäglichen Ausdruck von Trauer und Ekel.

„Dein Kind?“ rief sie, „dein Kind? Du hast keinen Teil daran. Es ist nicht dein Kind, Erbärmlicher! Geh!“

Balzer taumelte zurück, als hätte man ihn mit Fäusten auf die Brust geschlagen, und hielt sich am Thürpfosten. Es wirbelte in seinem Gehirn, es brauste in seinen Ohren. Er sah wieder Blut, Blut, Blut. —

Eine Stunde später saß er gebrochen auf der Bank hinter dem Hause. Vor ihm spielte sein bleicher Knabe, menschliche Figürchen aus Lehm knetend und wieder vernichtend.

„Bist du mein Kind?“ fragte Balzer dumpf.

Das Kind sah zu ihm auf mit nachdenklichen Augen und antwortete nach einer Weile: „Ja freilich.“

„Was willst du einmal werden, Franzl?“

Das Kind spielte weiter, ohne zu antworten. Eben schlug es wieder einer Figur den Kopf ab.

„Nicht wahr, du willst Soldat werden, wie dein Vater?“

„Nein, Papa, Scharfrichter werd' ich.“

Hermann Heibergs „Apotheker Heinrich".

Von Ernst v. Wolzogen.

Hermann Heibergs neuestes Werk bedeutet nicht nur einen Markstein auf dem Wege, den sein Talent in langsamem Aufstieg bisher zurückgelegt hat, sondern auch einen Triumph der jungen deutschen realistischen Schule. Das ist einmal etwas Neues und etwas Rechtes, wird jeder Leser des „Apotheker Heinrich" denken, der mit Aufmerksamkeit die alljährlich zahlreicher und energischer werdenden Versuche verfolgt, unsere schöngeistige Litteratur von der gewohnten deutschen Traumseligkeit zu befreien. Wir müssen einmal aufhören, ein Volk von Brillenträgern und Bücherschnüfflern zu sein, wir Litteraten! Die anderen Stände haben uns in den letzten Jahrzehnten mit kühnen Sprüngen weit überholt; die „Pioniere des Geistes" schleppen sich schläfrig weit hinten im alten Sande nach. Das will anders werden. Es gibt schon Leute, denen der wohlfeile Ruhm, schwärmende Jungfrauen zu entzücken, der Mühe nicht mehr wert scheint; es gibt sogar Leute, welche die Wahrheit lieben, selbst wenn sie garstig ist! Immer nachdrücklicher bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß der moderne Romanschriftsteller mit Einbildungskraft und technischer Geschicklichkeit, ja selbst mit scharfem Denken und tiefem Empfinden nicht mehr auskommt, sondern daß er vor allem beobachten können muß. Wir wollen uns hüten, daß wir nicht in den Fehler der ultranaturalistischen Kritiker verfallen, welche die Beobachtungsgabe und das Talent der Schilderung als die höchsten, ja wohl gar einzig notwendigen Eigenschaften des Romandichters hinstellen, aber wir wollen uns bewußt werden, daß die Beobachtungsgabe die unerläßliche Vorbedingung ist für die künstlerische Darstellung unserer Zeit. Wir sollen die verwünschte Vorliebe für alles was wir nicht kennen, endlich loszuwerden suchen, wir sollen aufhören, die feinsten Gefühle zu fühlen und uns der erstaunlichen Begebenheiten begeben — es soll jeder nur schreiben was er selbst erfahren und gesehen hat, oder was er, seiner natürlichen Artung nach, vollkommen nachzuerleben imstande ist.

Wer mit mir übereinstimmt in dieser Ansicht von dem was uns not thut, der wird es auch begreifen, daß ich über Heibergs Apotheker die hellste Freude empfinden mußte. Er hat sich in diesem Werke als einen fast vollkommenen Realisten erwiesen, dessen Scharfblick für die geringsten Aeußerlichkeiten wie für die innersten Regungen der Seele der gleiche ist, und dem der hervorragendsten französischen, englischen, russischen und skandinavischen Realisten wenig oder nichts nachgibt. Aber er stellt diesen Scharfblick nicht in den Dienst einer starren Theorie, eines sich gesinnungstüchtig geberdenden Cynismus, oder gar eines schadenfrohen Pessimismus, sondern macht ihn vielmehr zum Diener seines warmen Mitgefühls für alles Menschliche. Er setzt nicht weiß und schwarz grell nebeneinander, sondern bemüht sich ehrlich, keinen der Mitteltöne zu vergessen, welche auch in der Wirklichkeit die Extreme von einander trennen. Erst dann empfängt man den Eindruck voller Lebenswahrheit von einer Romandichtung, wenn der Dichter es versteht, die Handlungen der Menschen aus deren eigenem Bewußtsein heraus zu erklären, statt über gut und böse nach den allgemeinen Gesichtspunkten seiner Anschauung, oder nach dem Kodex irgend eines Sittengesetzes zu urteilen. Auch diese Fähigkeit besitzt Heiberg in ungewöhnlichem Grade. Besonders auffallend ist seine Gabe, sich in die Denk- und Empfindungsweise des unteren Mittelstandes hineinzuversetzen. Seine Schneiderin Mile Kuhlmann, sein Barbier Glitsch und andere Figuren mehr sind von einer verblüffenden Lebenswahrheit. Sie sind mit den Augen eines Reuter oder Dickens geschaut, ohne jedoch in der Ausführung wie bei dem letzteren, der phantastisch-humoristischen Absicht zu liebe, übertrieben zu sein. Heiberg hat ein volles Verständnis für die Logik der Dummheit und für die Moral der Niedertracht. Hierin scheint mir besonders der Vorzug seines Realismus vor dem vieler anerkannter Realisten von weit größerer Künstlerschaft zu liegen. Denn, daß ich das hier gleich sage — Heiberg ist erst auf dem Wege zur Künstlerschaft; bisher hatte seine ganze Art zu schreiben etwas dilettantisch-naturalistisches. Er hat ja nicht — wie so mancher voreilige Musensohn — die Schriftstellerei zum Beruf erwählt, sondern der Beruf ist, so zu sagen, von der Schriftstellerei aus an ihn ergangen. Seine früh entwickelte Beobachtungsgabe führte ihm, während eines viel bewegten Lebens voll praktischer Thätigkeit, eine Unmenge von bunten Eindrücken zu, welche in seiner Seele haften blieben und durch seinen stets bildnerisch arbeitenden Humor so ausgestaltet und verdichtet wurden, daß er endlich, um Raum für neue Gesichte zu schaffen, daran gehen mußte, die alten durch schriftliche Darstellung wieder los zu werden. So begann er, schon über die Vierzig hinaus, ganze Bücher aus seiner Erinnerung abzuschreiben, unbekümmert um das, was etwa künstlerisch dabei herauskommen möchte. Als er sich dann bewußt wurde, daß wirklich etwas herausgekommen war, da wurde er erst Schriftsteller. Als solcher hat er in den Novellen „Emmy Genze" und „Ulrike Behrens" zwei kleine Meisterstücke geliefert, und hat im „Apotheker Heinrich" zum ersten Male seine ganze Kraft zu einem wirklichen Romane zusammengenommen. Er wählte sich einen Stoff, den er vollkommen beherrschte: das Leben einer Kleinstadt seiner engeren Heimat Schleswig, und einen psychologischen Vorwurf, für dessen Behandlung seine Menschenkenntnis ihm reiches Material an die Hand gab: die unglückliche Ehe eines sehr jungen, gefühlvollen Mädchens mit einem bedeutend älteren, durchaus nüchternen, selbstsüchtigen Manne.

Die Handlung ist ungemein einfach: sie spinnt sich scheinbar von selbst fort. Wir sehen Dora, die Heldin, aufwachsen, lieben, leiden und sterben, und lernen nebenbei die ganze Gesellschaft der

kleinen Stadt kennen — das ist Alles. Der Dichter zeigt seine gestaltende und ordnende Hand nur in dem, was er von dem gegebenen Stoffe vorführt und was er ausläßt, in der Raumverteilung zwischen Haupthandlung und Nebenhandlungen. Das scheint mir auch die richtigste Manier für einen Zeitroman zu sein. Gesellt sich hierzu noch eine möglichste Individualisierung der direkten Rede, ein gewissenhaftes Vermeiden von Phrasen und Clichés in der Erzählung, so haben wir das Ideal des realistischen Stiles. Was zunächst die psychologische Wahrheit im „Apotheker Heinrich" betrifft, so hat Heiberg darin wirklich Außergewöhnliches geleistet. Die beiden Figuren, deren ganze Entwicklung, vom halben Kinde bis zum reifen Menschen, wir erleben, nämlich Dora Paulsen und August Semmler, sind durchaus folgerichtig gezeichnet. Der Lehrling August ist freilich nur eine Nebenfigur, die noch dazu im ersten Teile fast ausschließlich zu komischen Effekten verwendet wird, aber gerade der Umstand, daß er bei seinem Wiederauftreten im zweiten Teil nicht mehr als Hanswurst, sondern als trefflicher, liebenswürdiger Charakter auftritt, zeigt die Gewissenhaftigkeit des Dichters, weil jene Umwandlung in der That tief begründet ist. Die schwierige Aufgabe, zu erklären wie ein eigenwilliges Kind, als welches Dora geschildert wird, das außerdem eine schwärmerische Jugendliebe im Herzen hegt — (die Episode mit Vetter Bernhard ist wundervoll!) — sich dazu bewegen lassen kann, den fünfundvierzigjährigen Apotheker, mit seiner verletzenden ironischen Kälte zu heiraten, ist sehr glücklich gelöst. Die Tagebücher aus ihrer Mädchenzeit spiegeln ihre Seelenstimmung vortrefflich, die späteren gefallen mir weniger, enthalten auch einige gekünstelte Wendungen und geschraubte Selbstzergliederungen, die nicht recht zu dem Bilde, das wir uns von Dora machen, passen wollen. Der Zornesausbruch der schwergekränkten Dora, die Vorwürfe, welche sie im elterlichen Hause dem Apotheker ins Gesicht schleudert, sind in Worte gekleidet, welche einen durchaus schriftmäßigen Charakter haben und daher dem natürlichen Stil der sonstigen Redeweise höchst auffällig zuwiderlaufen. Diese Stelle (Seite 327) ist aber auch die einzige, die man als entschieden verfehlt bezeichnen muß. Daß Dora, welche als Mädchen durchaus nicht sentimental ist, es als Frau allmählich wird, und ihres Herzens Oede durch das schmerzliche Gedenken an die Jugendliebe zu beleben sucht, ist durchaus natürlich, ebenso wie ihres Gatten wachsender Aerger darüber und die dadurch immer unerträglicher werdende Entfremdung zwischen den Beiden. Die vorzüglich geschilderten Eltern Doras sind gute, aber charakterlose Leute, welche für das tiefe Leid, das ihre kleinliche Gesinnung verschuldet hat, trotz aller Gutmütigkeit, kein rechtes Verständnis haben, und deren ängstliche Haltung die Tochter vollends jeder Stütze beraubt. Die Tragödie dieser Ehe kann nicht anders, als mit Doras Untergang enden, sie muß wahnsinnig werden oder selbst den Tod suchen, das sehen wir deutlich kommen. Daß Heiberg die Aermste vorher noch plötzlich erblinden läßt, scheint mir überflüssig, wenn auch das Unglück physiologisch begründet sein mag. Ich habe den Eindruck gehabt, als ob der Autor diese Erblindung nur zu dem Zwecke eingeführt hätte, um Bernhards Wiedererscheinen und nachher Doras Selbstmord poetischer und rührender zu gestalten. Es ist aber immer vom Uebel, wenn dichterische Absichten so zu Tage treten.

Die Zeichnung des Titelhelden zeigt gleichfalls von einem außerordentlichen psychologischen Scharfblick. Nichts lag näher, als hier zu übertreiben. Daß Heiberg dieser Gefahr entgangen ist, macht ihn eben zu einem wirklichen Realisten. Wie natürlich steht diesem herzlosen Egoisten die Maske des Biedermannes zu Gesicht, wie bläht er sich selbstgefällig im Bewußtsein seiner bürgerlichen Tugenden, seiner strengen Gerechtigkeit und tadellosen Moralität! Ich will hier nur auf einen Zug hinweisen, der Heibergs seelische Beobachtungsgabe in das hellste Licht rückt. Nach jenem oben erwähnten Zornesausbruch seiner Frau läßt der Autor nicht etwa eine eheliche Skandalszene folgen, nicht hier läßt er die innerliche Roheit des Apothekers sich austoben, sondern er läßt ihn die günstige Gelegenheit ergreifen, sich als erhabenen Philosophen zu zeigen. Heinrich setzt sich hin und arbeitet eine moralische Betrachtung für Dora aus, deren Lektüre feurige Kohlen auf ihrem Haupte sammeln soll (24. Kapitel). Das ist eine bewunderungswürdige Feinheit! Die ehelichen „Szenen" dagegen knüpfen sich an geringfügige Veranlassungen, Fehlen des Pfeffers bei Tisch u. dgl. an. Durch diese vorsichtige Schilderung seines „Bösewichts" erreicht Heiberg den Zweck der Erweckung innigster Sympathie für Dora aufs vollkommenste.

Das Buch würde den Eindruck eines trostlosen Pessimismus hinterlassen, wenn der Autor nicht dafür gesorgt hätte, daß durch die Gegenüberstellung der unglücklichen Ehe Doras und der Schilderung der Entstehung eines wirklichen Herzensbundes dem mitleidenden Gemüte des Lesers eine erfrischende, tröstende Abwechslung geboten würde. Der Provisor Tibertius wie die Frau Kapitän Lassen mit ihrer Tochter sind prächtige Gestalten, in ihrer großen Herzensgüte wie in ihren Schwächen und Sonderlichkeiten gleich wohlthuend und liebenswürdig. Ebenso ist die altjungferliche Tante Doras mit ihrer ehrlichen Liebe, den Düften und der schlechten Luft in ihrem Zimmer ein Meisterstück vollkommener Charakteristik. — Die zahlreichen Nebenpersonen, welche die soziale Physiognomie der kleinen Stadt vervollständigen helfen, sind so vortrefflich gezeichnet, wie es von Heiberg, nach den Proben die er in seinen früheren Werken von seiner eigenartigen Begabung nach dieser Richtung hin gegeben hat, nicht anders zu erwarten war. Die Schilderung der Abendgesellschaft beim Apotheker (im 17. Kapitel) wird man gewiß einst im Kurz und ähnlichen Sammelwerken finden, die Hochzeit des Barbiers hätte Zola wohl weitläufiger, aber kaum besser schildern können und Glitsch und Mile Kuhlmann sind unvergeßliche, typische Gestalten, die Heiberg Keiner nachmacht.*)

*) Wir werden nächstens eine Probekapitel bringen. D. R.

Ich habe oben gesagt, daß fast sämtlichen früheren Werken Heibergs die künstlerische Komposition fehlte. Hier ergab sie sich von selbst aus der konsequenten Durchführung des schlichten Motivs, und es bleibt abzuwarten, ob der Dichter im stande sein wird, auch Romane mit reicherer, mehr verwickelter Handlung zu komponieren. Auch in Beziehung auf die Sprache bedeutet der Apotheker Heinrich einen bedeutenden Fortschritt. Es ist wenig daran auszusetzen — immerhin aber finden sich einige Fehler, welche meine Meinung bestätigen, daß Heiberg eigentlich das Gefühl für die allerletzten Sprachfeinheiten leider abgeht. Er wird durch Sorgfalt und Studium die Mängel seiner Begabung in dieser Hinsicht ausgleichen müssen.

Ich glaube dem „Apotheker Heinrich" eine ähnliche Bedeutung für die Entwicklung unserer Litteratur zusprechen zu dürfen, wie sie Flauberts „Madame Bovary" für die französische gehabt hat. Die beiden Werke sind sich ja in Inhalt und Ausführung ähnlich, doch wird das Heiberg'sche ohne Zweifel jedem deutschen Leser ungleich sympathischer sein. Ich halte es, so wie es ist, für einen der besten deutschen Romane, für ein neues Buch, und hoffe, daß es das Auge bilden möge, welchem der modern-realistische Ast unserer Litteratur frische, junge Triebe und veredelte Früchte verdanken wird. Der Dichter hat uns das Recht gegeben, nunmehr das Beste von ihm zu verlangen. Möge er, dessen bewußt, rastlos an sich arbeiten und fröhlich für uns schaffen

Sinnspruch.

Von Kurt Mook.

„Bediente sind die Deutschen." Nein,
Freund Börne muß im Irrtum sein;
Denn hinter ihres Herren Rücken
Spinnen jene Ränke und Nücken,
Sie thuen nur ins Antlitz schön —
Die Deutschen kriechen auch ungesehn.

Münchener Kunst-Chronik.

Von Hans Frank.

Das Theater.

Wir nähern uns der seligen Zeit der Hundstage. Da ist es dem abgehetzten, stumpfen Bildungsmenschen erlaubt, die wundervollen „Kulturzentren" und „Kunststädte" oder wie nach einem Bismarck'schen Kraftwort die „Kloaken der modernen Zivilisation" sich sonst betiteln mögen — mit dem Rücken anzustaunen, sich auf dem Lande nomadenmäßig einzurichten, bei den Kühen auf der Wiese zu liegen, den Gesang eines Waldvögleins oder das Murmeln des hellen Baches im Thalgrunde für süßer und zauberhafter zu halten, als die virtuosen Koloraturen aller Primadonnen der Welt zusammen, und die Reize einer drallen Stallmagd schöner und genießenswerter zu finden, als alle gemalten Venussinnen unserer akkreditiertesten Pinselmeister.

Ja, wir nähern uns wieder dieser seligen Hundstagszeit, wo die Kunsttempel veröden und die Bauernkneipen sich füllen und die ländlichen Höfe wiederhallen von den entzückenden Albernheiten des bummelnden Stadtmenschen, des simpelnden Kulturträgers. O wonnesame Ferienzeit, wo alle Bildungsqual zerronnen ist, wo wir uns den holden Täuschungen der Freiheit und Natürlichkeit rückhaltslos hingeben dürfen!

Also rasch die paar Notizen abgeschüttelt, die wir aus der Beobachtung des Kunstlebens der letzten Monate gewonnen!

Im Hoftheater einige bemerkenswerte Neuigkeiten: Die Einakter „Unter Brüdern" von Paul Heyse, „Die Burgruine" von Karl Caro", das Schauspiel „Margarite" von Koppel-Elfeld. Das Heyse'sche Stückchen ist ein ganz nettes Ding, mit Talent gemacht und mit Grazie vorgetragen. Noch netter und lustiger ist das Stückchen von Caro. Wäre Caro am Leben geblieben, der hätte sicherlich noch viel Bedeutenderes geleistet. Heyse zehrt von seinem alten Ruhme, er ist ein Name, aber kein Schöpfer, kein Bereicherer mehr, nur noch ein Buch- und Stück-Vermehrer. Wenn er sich als Dramatiker noch eine Weile auf der Höhe seines Einakters „Unter Brüdern" hält, können wir herzlich froh sein. Sein alter „Hans Lange" wurde dieser Tage auch wieder gegeben. Possart ist vortrefflich in der Titelrolle, Häusser desgleichen als Ritter Jürgen, aber was uns das Stück interessant macht, ist die Beobachtung, daß in dem Dramatiker Heyse sowenig eine Entwicklung wahrnehmbar ist, als in dem Novellisten Heyse. Es ist nichts an und in ihm gewachsen. Er ist

mit seinem zwanzigsten Jahre in seiner Kunst genau soweit wie in seinem fünfzigsten Jahre; auch seine Ideenmasse ist unverändert geblieben. Er hat sich glücklich in der Schwebe gehalten, das ist sein ganzer Fortschritt. Darum hat auch kein einziges seiner Werke epochemachende Bedeutung für unser Kunst- und Geistesleben, und über die Landesgrenzen hinaus hat er gar nie gewirkt. Die Italiener kennen und verehren ihn als geschickten Uebersetzer, die Franzosen wissen von ihm aus den Zeitungen — aber ein Werk, das als Marksteln deutscher Kulturentwicklung ins Ausland gedrungen wäre und sich dort an der Seite der hervorragendsten einheimischen Kunstleistungen einen populären Platz errungen hätte, existiert nicht von ihm. Er ist eben durchaus konventionelles Bildungsprodukt ohne elementare Kraft, ohne schrankenbrechende Natur, ohne genialen Hochtrieb.

Eine andere Neuigkeit, Koppels „Margarite", zeigte ähnliche mittelwüchsige Qualitäten, welche zwar erfreuen, aber der hinreißenden Gewalt des Genius vollständig entbehren. Für uns Münchener gewann das Schauspiel erhöhte Bedeutung, weil es der leider viel zu wenig beschäftigten Frau Herzfeld-Link wieder einmal Gelegenheit gab, ihre eminente Kunst psychologischer Feinmalerei von der glänzendsten Seite zu zeigen.

In der Oper hat uns die Neueinstudierung von „Doktor und Apotheker" herzliche Freude bereitet. Wir konnten da die erfreuliche Wahrnehmung machen, daß Künstler und Publikum den echten, unverwüstlichen Kern edelkomischer Kunst, der in den alten Spielopern steckt, doch noch zu würdigen wissen. Vielleicht ist die Zeit nicht allzufern, wo dem übertriebenen operettistischen Schnickschnack durch eine vernünftige Pflege der alten komischen Oper einiger Raum entzogen und eine heilsame Reaktion in dem arg verlotterten Kunstgeschmack eingeleitet wird.

Nun noch einen Sprung ins Theater am Gärtnerplatz. Daselbst hat in den letzten Monaten eine Reihe interessanter Gastspiele stattgefunden. Herr Karl Sonntag, der Bruder der berühmten Sängerin, also schon ein stark bemooster Haupt, hat sich noch einen guten Rest seiner früher hochgeschätzten Künstlerschaft bewahrt. Aber Neues, Ueberraschendes vermochte er nicht zu bieten. Herr Felix Schweighofer aus Wien natürlich ebensowenig. Aber man sieht den außerordentlichen Teufelskerl, der alle möglichen Virtuosenstückchen bis zur Hexerei los hat, doch immer wieder gern. Ein sehr starkes, nach der realistischen Seite geradezu eminentes Talent lernten wir in Herrn Maurice Morisson kennen. Der ist von echter Schauspielerrasse, also nicht blos zufällig zum Schauspieler gezüchtet. Leider wollte sichs nicht fügen, daß er in mehr als einer einzigen Rolle auftrat. Immerhin genügte sein „Risler senior" in dem bekannten aus dem Daudet'schen Romane gezogenen Stücke, um uns die höchste Meinung von seinem Künstlertum überzeugend beizubringen. Gelegentlich seines Gastspiels fand ein Mitglied des Gärtnertheaters, Fräulein Bürger, dankbaren Anlaß, sich in der Rolle der Sidonie als ein höchst bemerkenswertes schauspielerisches Talent zu zeigen, dem nichts als die Gunst des Repertoires fehlt, um sich noch weit über das bis jetzt erreichte Maß fescher Künstlerschaft zu erheben. Eine ganz jugendliche Kraft, Fräulein Welly, berechtigt nach den wenigen Proben, die sie zu geben Gelegenheit hatte, gleichfalls zu den schönsten Hoffnungen. Ihre Erscheinung ist in hohem Grade einnehmend. Sie hat jene Poesie jungfräulichen Liebreizes, die nicht angespielt werden kann, die angeboren sein muß. Was ihr aber noch abgeht, ist die Freiheit, mit den reichen Mitteln künstlerisch zu schalten; es ist oft eine ängstliche Unbeholfenheit, die sich durch Uebertreibung in der Geberde und besonders im Ton zu verbergen sucht. Es fehlt noch das rechte Losgehen, die natürliche Zuversicht, die sich mit aller Kraft des Temperaments voll ins Zeug legt und sich gar nicht mehr darauf besinnt, was ihr die akademische Schauspielerschule an Rat und guten Lehren eingetrichtert hat. Fräulein Welly spielt noch zu sehr die gehorsame Schülerin und zu wenig die — Teufelin, die sie doch als wunderhübsche, kluge Evastochter unfehlbar im Leibe haben muß! Also heraus mit der Teufelei!

Der Kunstverein.

Wenn die verschiedenen hiesigen Künstlervereinigungen im Bunde mit der Akademie etwas mehr Lokalpatriotismus und organisatorisches Genie besäßen, so könnten die Münchener alljährlich so gut ihren „Salon" — die große, glänzende Jahresrevue der bildenden Künste — haben, wie die Pariser.

„Münchener Salon"! Das gäbe ein Fest, eine Augenweide, eine vornehme Belustigung, eine Arena für die Kritik — und ein Geschäft! Statt dessen haben wir alljährlich nur einen banalen, langweiligen Bildermarkt im Kunstausstellungsgebäude am Königsplatz, von dem die einheimische Gesellschaft kaum Notiz nimmt. Gott bessers!

Im Kunstverein wirds bei der sommerlichen Hitze auch immer ungemütlicher, und große anziehende Werke von epochaler Bedeutung fehlen gänzlich. Doch habe ich bei meinen letztwöchentlichen Besuchen ein und das andere Bild gesehen, das verzeichnet zu werden verdient.

Helene Mühlthaler, sehr begabt und sehr fleißig, macht in der Pastelltechnik überraschende Fortschritte. Sie verspricht eine unserer elegantesten Bildnismalerinnen zu werden. Noch piglheinisiert sie zuviel und hat den persönlichen Ton noch nicht gefunden. Das ausgestellte Kniestück ist ganz reizend.

Altmeister A. Seitz, von Schwärmern auch der „deutsche Meissonier" genannt, vielleicht weil er winzige Leinwandstückchen mit den figurenreichsten Szenen in miniaturartiger Malerei zu bedecken weiß, stellt diesmal einige Wirtshauspolitiker dar, die mit viel Feinheit charakterisiert sind. — Ein famoses Bild bringt Werner Schuch, der vor einigen Monaten mit einer flotten Episode aus dem Kriegszuge der Mansfelder Aufsehen machte. Aus dem sonnigüberglühten Wald brechen einige Strauchritter, um

einen heranziehenden Kaufmannszug zu überfallen. Ungeheuer lebendig und schneidig komponiert und prachtvoll in der Farbe. — Schleich der Jüngere steigt seinem berühmten Vater rüstig nach. Eine Ebene, die sich in der Ferne verliert, rechts bewaldete Anhöhe, darüber weiße, jagende Wolken, die ihre hellen Lichterstreifen über die Landschaft werfen, von reger Luft gewilderte Hochsommerglut — und das alles technisch mit Bravour gemacht: sollte das nicht ein sehr angenehmes Bild selbst für Anspruchsvollere geben? Gewiß! — Aber zuviel Landsknechte, geehrte Herren A. Conrad, Ehrentraut, Sohn und Hampel! Ist denn aus dieser Maskerade kein Herauskommen mehr? Leben wir in einem ewigen historischen Karneval? — Sehr viel naturalistische Schneid steckt in einem Porträt von Seligmann. Habe von dem Manne früher noch nichts gesehen. Wär's ein blutiger Anfänger, dürfte man außerordentliche Hoffnungen auf sein Talent setzen. Er melde sich — mit neuen Werken! — Eine Reihe Landschaften von Willroider, alle von verzweifelter Gediegenheit. Er wäre mir lieber, wenn er einmal von dieser professorenhaften Sicherheit ein wenig nachließe, um ein wenig phantastisch zu gaukeln. O über diese ernsten Techniker, die vor der Staffelei sitzen wie ein Büreaukrat am Ministertisch! — Schönchen und Möller plätschern in erfrischenden Seebildern. — Aron bringt eine naturalistisch feine Studie aus Ungarn: eine Scheune in der Pußta mit hochgeschürztem, feschem Frauenvolk, das die Ernte einbringt. Ungeheuer fruchtbar annutende Stimmung. Wir gratulieren den Burschen zum Erntetanz mit solchen Partnerinnen! — Als eine Virtuosin der Palette in photographisch-treuer Naturnachschrift führt sich Olga Florian-Wiesinger mit ihrem Feldblumenstrauß und Schmetterlings-Bouquet ein. Eine bis zum Chinesenhaften geduldige und ausdauernde Arbeiterin! Und Sie werden dabei nie ein bischen nervös, Madame? — Harburger, der ewig sich selbst gleiche, stellt ein neues Bild aus, welches sein altes Bild ist. „In der Beschränkung zeigt sich der Meister" laut Büchmann. — Michell zeigt den Jäger und seinen Schatz auf dem Waldwege in einer Abendstimmung voll mystischer Feinheit und Weltentrücktheit. Da ist alles so einfach, so fromm und keusch wie das Gebet einer Jungfrau. Es gibt Augenblicke im Menschen- und Malerleben, wo man dergleichen glaubwürdig und entzückend findet. — Zum Schluß der Farbenherrlichkeit ein weibliches Bildnis von E. Blume, der, mit resolutem Pinsel ins Zeug gegangen, eine frische, fröhliche Farbenwirkung erzielt. — Die Bildhauer Lang, Barth und Knoll brachten bedeutende, charaktervolle Werke in der Porträtkunst. — Und nun: Nur für Natur!

Die Liebe.

Von Karl Bleibtreu.

Ich liebe! Dieses Wort in jedem Winde schwebt,
Ein Zuruf der Natur — der Vogel folgt dem Ruf!
Der letzte Seufzer ist's, der einst die Welt durchbebt,
Wenn sie die Nacht verschlingt, aus der sie sich erschuf.

* * *

Schwermütig-süßes Wort, von dem die Sterne träumen!
Der schwächste Stern durchstreift die himmlischen Gefilde,
Damit die Sonne er, die heißgeliebte, finde.
Doch Liebesstrahlen auch von andern Sternen gelten
Ihm selber, diesem Stern. — So jagen alle Welten
Mit ew'gem Liebesweh in allen Aetherräumen.

Gedanken über die schöne Kunst.

Von G. Cristaller.

5. Die Abweichungen von der Naturwahrheit: das Konventionelle.

Eine Schauspielerin erzählt in ihren Lebenserinnerungen, wie sie einmal eine Blinde darzustellen hatte, deren Geliebter — ich weiß nicht mehr nach welchen traurigen Mißverständnissen, endlich wieder zu ihr zurückkehrt; sie hört im Zimmer jemand herankommen, aber

vor freudigem Schrecken wagt sie noch nicht an ihr Glück zu glauben. „Wer ist hier?“ fragt sie mit zitternder Stimme, „bist du es —“, da antwortet vorn aus dem Publikum eine jubelnde Kinderstimme: „ja er ists!“ so daß die Darstellerin, erschüttert halb durch die gespielten Empfindungen, halb durch dies unerwartete Zeugnis für ihre echte Künstlerschaft, unter Thränen dem Wiedergefundenen in die Arme fiel.

Wer wollte läugnen, daß dies Kind ein Ideal von Zuschauer war, daß überhaupt alle künstlerischen Zwecke einzig und allein durch eine möglichst große Illusion hindurch erreichbar sind und daß außerhalb dieser in Kunstsachen kein Heil ist. Möchten die Freunde der Kunst nur einsehen, daß sie auch hier niemals ins Himmelreich kommen, wenn sie nicht umkehren und werden wie die Kinder; welche Last von verlogenem Konventionalismus würde dann wegfallen, der nur von der blasierten Illusionslosigkeit des Publikums sein sinnloses Dasein fristet.

Freilich gibt es Leute, welche die Lehre von der alleinseligmachenden Illusion bestreiten und sich träumen lassen, daß es einen Grad von „krasser“ Naturwahrheit und daraus folgender Täuschung gebe, welcher nicht mehr künstlerisch sei. Diesen sanften Seelen könnten wir nun schon Recht geben, wenn sie nur die Fortsetzung der Illusion in Thätlichkeiten verwerfen wollten; denn das wäre allerdings schlimm, wenn wir den Franz Moor jedesmal prügeln oder auf die Schlange des Laokoon schießen müßten. Glücklicherweise jedoch wird ein kunstgewohnter Mensch selbst durch die naturwahrste Darstellung sich zu derartigem nicht hinreißen lassen; auch ohne daß der Löwe sanft zu brüllen verurteilt wird.

Immerhin aber ist das Ausbleiben von Thätlichkeiten der einzige Unterschied zwischen der höchsten und darum wünschenswertesten künstlerischen Illusion und dem Verhalten in der Wirklichkeit des Lebens. Nur im Wollen liegt der Unterschied, das Empfinden und Denken aber ist in beiden Fällen grundsätzlich gleich. Je besser es der Künstler versteht, unser Empfinden und Denken genau so auf das Kunstwerk reagieren zu lassen, wie auf etwaige entsprechende Gegenstände der Wirklichkeit, desto größer ist sein Verdienst. Und wenn auch aus der Wahrheit seiner Schilderung unangenehme Folgen entstehen, etwa Damen vor seinem Gemälde in Ohnmacht fallen sollten, so wird jeder Vernünftige höchstens diese schwächlichen Körper, nicht aber den wirkungskräftigen Künstler darob tadeln; davon abgesehen, daß solche Ohnmachten oft geheuchelt sein mögen, da die Frauen heutzutage sonderbarerweise den Männern durch physische Miserabilität imponieren können.

Also wir sagten: eben darauf und darauf allein beruht die Wirkung des Kunstwerks, daß wir dessen wahre Herkunft aus dem Kopf eines Menschen vergessen und uns ein wirkliches Naturwerk vorstellen, sei es, daß wir, wie im Theater, das Kunstgebilde selbst direkt für Wirklichkeit nehmen, sei es, daß wir, wie bei Romanen oder Gemälden, zum Glauben an ein wirkliches Original gebracht werden, dessen Kopie wir im Kunstwerk erblicken. Nur dadurch z. B., daß wir an die Wirklichkeit zweier Liebenden glauben, oder gar uns selbst in eins von beiden hineinphantasieren, kann uns das Schicksal derselben im Roman wichtig werden; andernfalls könnte es uns nur höchst gleichgiltig sein, was dem federkauenden Verfasser an seinem Schreibtisch beliebt.

Nun aber erhebt sich die wichtige Frage: wovon hängt diese Illusion ab? Zuerst natürlich vom Willen des Kunstfreundes; er muß sich freiwillig hineinversetzen und auch der mächtigste Künstler könnte ihn nicht zwingen. Ist aber die Illusion da, dann hängt ihre Erhaltung davon ab, ob alles Weitere mit der Voraussetzung von der Wirklichkeit dieser Dinge vereinbar ist. Z. B. von dem was bei der Betrachtung eines Schauspiels in unser Bewußtsein fällt, darf nichts im Widerspruch stehen mit unserer Voraussetzung, daß der beobachtete Vorgang ein Ausschnitt aus dem realen Weltprozeß ist; eben deshalb werden ja die Vorbereitungen hinter den Kulissen unserem Blick entzogen. Ebenso: von dem, was wir aus einer Erzählung oder einem Gemälde in unser Bewußtsein aufnehmen, darf nichts den Glauben an ein wirkliches Original dieser Nachbildung zerstören. In beiden Fällen muß alles völlig so beschaffen sein, wie unseres Wissens die wirklichen Dinge sind.

Kurz und abstrakt gesagt: Illusion ist die Uebereinstimmung zweier Vorstellungskomplexe, erstens des Eindrucks, den das Kunstwerk im Geist des Betrachters erzeugt,

und zweitens der Eindrücke, welche von den ungefähr entsprechenden Dingen der Wirklichkeit im Gedächtnis zurückgeblieben sind.

Es ist demnach ganz offenbar, daß ein Kunstwerk, objektiv betrachtet, um so realistischer, d. h. naturgetreuer sein muß, je schärfer das Aufnahmsvermögen des Beschauers ist und je deutlicher die Erinnerungsbilder aus dem wirklichen Leben, aus innerer und äußerer Erfahrung, in seinem Geiste sich fixiert haben. Mit anderen Worten: die Kunst wird um so realistischer sein, je klarer die Phantasie des Künstlers und des Publikums ist. Hat aber das letztere gleichsam nur ein Museum von verschwommenen Nebelbildern im Kopf, mit welchen das falsche Fabrikat des schlechten Künstlers in keinen Widerspruch gerät, so bleibt die Illusion erhalten und man nimmt die Wechselbälge des Pfuschers für echt. Es gibt Berühmtheiten, welche ihren Bewunderern nichts als Wechselbälge anhängen.

Fast alle Verstöße gegen die Naturwahrheit, welche wir späterhin im einzelnen zur Sprache bringen werden, sind nur ermöglicht durch die herrschende schlaffe und schläfrige Phantasie, welche namentlich auch in folge der üblichen Ueberfütterung der Theater- und Leihbibliotheksabonnenten oft ganz unglaublich blasiert und verdorben ist und sich jeden Blödsinn gefallen läßt.

Man würde übrigens dem Publikum unrecht thun, wollte man glauben, daß die durchschnittliche Phantasie wirklich von Haus aus so schlecht sei, wie es oft scheinen könnte, wenn man z. B. die Ekstase über gewisse berühmte tragische Leistungen beobachtet, in welchen auch den ganzen Abend hindurch kein wahres Wort fällt und keine wahre Empfindung zu bemerken ist; wobei sich dann ein Mensch von unverdorbenem Geschmack vorkommt, wie „unter Larven die einzige fühlende Brust". (Er ist freilich nicht die einzige; die andern schweigen nur still, oder gehen prinzipiell nicht hin.)

Also, in solchem Vergnügen am Naturwidrigen, Falschen, dürfen wir nicht nur natürliche Phantasieschlechtigkeit erblicken, sondern man hat zum Teil absichtlich sein künstlerisches Aufnahmevermögen korrumpiert, um die korrupten Kunstwerke, die der herrschende Schlendrian erzeugt, doch noch genießen zu können. Absichtlich korrumpiert? Jawohl Und das geht so zu.

Man kennt ja jene vielgeübte Kunstäfferei, vermöge deren die Armen in der Kunst, statt der Natur selbst, nur die Erfolgreichen nachahmen, (weil dies weniger Talent erfordert, und überdies noch die künstlerische Modeströmung auszunützen erlaubt.) Durch diese Gepflogenheit werden bestimmte Fehler und Einseitigkeiten dieser Kunstorakel allgemein und erlangen je nach der Konstellation der Umstände eine längere oder kürzere Herrschaft, sie werden konventionell. Konvention sind diejenigen Naturwidrigkeiten, welche nicht einem einzelnen Künstler oder Werk, sondern der öffentlichen Geschmacksrichtung anhaften.

Mit dieser herrschenden Unnatur werden nun die meisten Menschen schon in einem Alter zum erstenmal bekannt, in welchem sie noch nicht den Mut einer eigenen Ueberzeugung haben, (einen Mut, den ja Viele mit Recht überhaupt niemals finden). Sie zwingen sich daher bescheidentlich, das bewunderte Absurde ebenfalls zu bewundern; die Gewohnheit thut alsdann das Ihrige, „und bald ernährt man sich mit Lust."

Wenn dann auch bisweilen in ihnen das unvermeidlich Kritische sich regt, das wie ein Haushund im Hintergrunde des Bewußtseins wacheliegt und von Rechtswegen alles anzubellen hat, was nicht die bekannte echte Farbe der Wirklichkeit trägt, so wird der unbequeme Wächter einfach bestochen und zwar um den Preis einer Illusionsverminderung. „Reg dich nicht auf," sagt die Phantasie zu ihm, wenn sie ihre schlechte Gesellschaft eingeladen hat, „reg dich nicht auf, mein Lieber, wenn du jetzt unerhörte Dinge geschehen siehst; es ist ja nicht ernst, man thut nur so. Und wenn du nun die Leute ihre Wut in Tönen hinaussingen hören wirst, oder wenn sie mit der Todeswunde in der Brust noch eine Viertelstunde ihre andächtige Umgebung antrillern und singend hinsterben wie ein Schwan, so schrei mir nicht, daß das ein verfluchter Unsinn sei! hast ja Recht; aber ich hab doch meine Freude dran, die du mir nicht wirst verderben wollen". Unter uns nun gesagt, eine anständige Phantasie läßt sich gar nicht einfallen, so etwas zu verlangen; und bei

einem kräftigen Verstand, welcher Herr im Haus ist und auf Realismus hält, käme sie auch übel an; doch als nüchterne psychologische Chroniſten müſſen wir die Thatsache feststellen, daß in vielen geistigen Haushaltungen besagter Unfug an der Tagesordnung ist. Inwieweit auch ein achtungswürdiger Verstand der Phantasie ganz kleine, leicht ignorierbare Unnatürlichkeiten nachsehen kann, weil er sie nachsehen muß, wenn er nicht auf viel bedeutendere künstlerische Wirkungen verzichten will, davon soll später die Rede sein. Zunächst mag den hauptsächlichsten Besonderheiten des konventionellen Kunstschlendrians zu leibe gegangen werden.

Nur noch eine kurze Bemerkung. Wir haben in diesem und dem vorigen Stück unserer Betrachtungen zwei ganz verschiedene Arten von Abweichung von der Naturwahrheit gefunden. Das Phantastische ist gut und zulässig, weil es auf einer echten, logisch-legitimierbaren Geistesverfassung beruht, nämlich auf der Weltanschauung des Kindes oder unwissenderer Menschengeschlechter, für welche das Phantastische ebenso realistisch, d. h. ernsthaft glaublich war, wie irgend etwas Modernrealistisches für uns. Das Konventionelle dagegen ist falsch und verwerflich; weil es, um genießbar zu sein, eine logisch nicht stichhaltige Geistesverfassung voraussetzt, eine schlotterichte Phantasie. Wem dies klar gemacht ist, der wird das naturwidrig Konventionelle verwerfen, und man sieht hier, daß es in der That auch in Geschmackssachen einen allgemein giltigen obersten Richter gibt, nemlich den Verstand. Nur ist es eben in diesen komplizierten Dingen meist schwer, mit dem Verstand ganz durchzuleuchten, und da sagt man dann, — aber mit Unrecht, wenn man es absolut meint, —: De gustibus non est disputandum — über Geschmackssachen sei nicht zu streiten.

Kritik der Weltschöpfung.

Im bekannten Rezensenten-Ton zu singen.

Von Maximilian Bern.

Wenn ich der liebe Herrgott wär',
Dann thät' ich mich recht schämen,
Dann möcht' die Welt ich noch einmal
Zu schaffen mich bequemen.

Denn recht mißlungen scheint sie mir
Ach in gar manchem Teile,
Was mich durchaus nicht Wunder nimmt,
Denk ich der großen Eile,

In der Gott dies sein Erstlingswerk
Vollbracht in nur sechs Tagen,
Anstatt mit seiner Schöpfung sich
Ein Wöchlein noch zu plagen.

Das Welterschaffen ist wohl schwer!
D'rum, wenn ich's recht betrachte,
Muß ich gestehn, daß manches doch
Gott nicht so übel machte.

Zu früh nur fand er Alles gut
Mit selbstgefäll'ger Miene.
Nicht leugnen läßt sich sein Talent,
Ihm fehlte bloß Routine.

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hiobs Standpunkt war also, abgesehen von dem fortwährenden Jucken, ein ziemlich schwieriger. Seine Demut verbot ihm zu sagen, was er allzeit für ein tugendhafter Mensch gewesen; andererseits läßt man sich aber doch auch nicht gern für einen heimlichen Missethäter ansehen. Er hilft sich nun dadurch aus dem Dilemma, daß er behauptet: Gott müsse einen uns unbekannten Grund haben, aus welchem er die Schurken oft laufen läßt und die Guten züchtigt. Ein kleiner orientalischer

Fürst Namens Bildad wendet, wahrscheinlich aus Selbstkenntnis, dagegen ein, es gebe gar keine ehrlichen Leute. Dies wurde dem vielgeprüften Hiob denn doch zu arg. Er war allerdings nach unsern Begriffen „Millionär" gewesen, konnte aber von sich rühmen und rühmte sich auch, daß er zum Goldklumpen nie gesagt habe: Wie schön! Um so ruhigen Gemütes zu bleiben, muß man große moralische Stärke besitzen; natürlich auch Goldklumpen. Und wenn Hiob seine Gleichgültigkeit gegen den Reichtum eigens hervorhebt, so scheint er das Gold an sich doch für etwas Schönes zu halten.

Am Schluß des Buches erhält Hiob für diese seine Ruhmredigkeit zwar einen Verweis von oben, gleichzeitig aber auch eine gesunde Haut, frisches Inventar, junge Frauen, neue Heerden und wahrscheinlich auch wieder Goldklumpen, um sie bis an sein Ende zu verachten und — zu besitzen.

Die Besucher Marcians legten es nun darauf an, unserm Helden ähnlich mitzuspielen wie es dem Hiob seine angeblichen Freunde gemacht hatten.

Ich bin der Ansicht, begann Cormas, daß gewisse Versuchungen gar nicht eintreten können, wenn man sie nicht provoziert. Wer eine unverdorbene Phantasie hat, der wird überhaupt nicht eingefangen. Wie denn? Wovon denn? Hab' uns nicht zum besten, Marcian.

Es hat mich auch immer sonderbar berührt, sagte Kleophas, wenn ich von berühmten Einsiedlern hören mußte, daß sie Tag und Nacht zu thun hätten, ihr Fleisch abzutöten. Meiner Ansicht nach ein schlechtes Zeugnis und wenn auch der große Antonius davon getroffen würde. Ein Kampf mit Begierden ist an und für sich schon beschämend, selbst im Fall des Sieges. Als ich noch in der Welt war, kannte ich tugendhafte Männer, die niemals verlauten ließen, daß sie Lust hätten, sich in liederliche Gesellschaft zu begeben, und daß sie zum Widerstand dagegen einer Stärkung bedürften. Nur in unserm Stand soll man diesen Gefahren ausgesetzt sein. Da müßte man ja das einsame Leben eher fliehen als aufsuchen!

Ich wiederhole, fing Cormas wieder an, daß der Teufel, auf den alles geschoben wird, in uns selber steckt. Bruder Marcian wird wissen, warum er gleich zu so einem extremen Mittel gegriffen hat Dadurch zeigte er ein verdächtiges Mißtrauen gegen sich selbst. Wer sittliche Kraft in sich fühlt, meine ich, braucht sich nicht auszubrennen.

Marcian staunte und wollte anfangs seinen Ohren gar nicht trauen. Was er noch von seinen Wunden spürte, verschwand gegen den Schmerz, den ihm diese Reden verursachten. Nachdem er lange sprachlos auf dem Bett gesessen, erwiderte er endlich: Woher wißt ihr, warum ich so gehandelt habe? Einsiedler haben die Pflicht Buße zu thun, nicht nur für uns, sondern auch für die Sünden Anderer.

Die beiden Mönche sahen sich lachend an. Hättest du denn, sagte Cormas, mit deinem feurigen Fußbad nicht warten können, bis die fremde Person fort war? Es muß doch Gefahr auf Verzug gewesen sein.

Ueberhaupt, bemerkte Kleophas, was hat das Bußethun für einen Wert, wenn man sich nicht auch als Sünder bekennt und bereut.

Ich thu's, fiel Marcian ein, allnächtlich mit Seufzern und Thränen.

Das ist kein Verdienst, sagte wieder Cormas, wir nehmen den speziellen Fall. Du schiebst alle Schuld auf Zoë, oder wie sie hieß. Hast du schon ausgemessen, wie weit du ihr entgegenkamst? Am Ende bist gar du der Vorführer. Dann hast du aber auch eine gerechte Strafe und brauchst nicht so stolz zu sein.

Ich stolz! Dabei rang Marcian die Hände Der, der allein in dem Herzen liest, mag entscheiden.

Nur nicht gleich den Himmel angerufen, spottete Kleophas. Soll vielleicht eine Stimme herabrufen: Kränkt ihn nicht, meinen vielgeliebten Marcian, er kommt gleich hinterm Elias?

Der beste Beweis für deinen Hochmut, fügte Cormas bei, ist die vornehme Gleichgültigkeit, mit der du daliegst. Dieses selbstbewußte, befriedigte Lächeln! Wie

soll sich denn dann ein Martyrer benehmen, wenn er auf dem Roste gebraten wird? Du solltest Dich schwach zeigen, schon aus Demut.

Marcian verbarg sein Gesicht in das Ziegenfell und klagte weinend: Was soll ich thun, um es euch recht zu machen?

Anstatt des Deus ex Machina, der dem Buch Hiob entsprechend hätte intervenieren und dem Dulder mindestens frische Fußsohlen hätte verschaffen müssen, erschien lediglich Potamon mit dem Oelkrug und frischen leinenen Lappen. Er ersuchte die beiden, in der Einsiedlerkunst ergrauten Männer, seinen Schüler nicht zu hart auf die Probe zu stellen, da er noch viel Naivetät besitze und seine bisherigen Leistungen immerhin etwas versprächen. Cormas und Kleophas lachten behäbig, klopften Marcian auf die Schultern und gaben ihm die Versicherung, daß sie sich selbst viel ärger zu peinigen pflegten. Bei selbstgeschaffenen Plagen kann man alt werden; sie zehren nicht so an der Lebenskraft, wie die Leiden, welche das Schicksal auferlegt.

Als Marcian mit Potamon wieder allein war, erinnerte er sich, doch nicht so ganz unschuldig zu sein, wie es ihm vorgekommen war; er hatte, wenn auch nur einen Augenblick, in seinen Adern etwas verspürt, was sich von der Flamme der Andacht und von der Süßigkeit der Betrachtung einigermaßen unterschied. Es reute ihn, den beiden Herrn im Binsenrock, welche die menschliche Natur besser kannten, widersprochen zu haben. Auf alle Fälle war die Feuerprobe sehr nützlich gewesen, auch für Zoë, wenn sie anders seinen Rat befolgt und sich zur Wittwe Paula nach Bethlehem begeben hatte. Sollte diese berühmte Matrone nicht ausreichen, so war, wie Potamon bemerkte, auch noch der heilige Hieronymus dorten, um sie auf den rechten Weg zu bringen.

Potamons ärztliche Behandlung beschränkte sich darauf, daß er dem Patienten hie und da einen Oelumschlag machte und nachts für ihn betete. Nach einiger Zeit konnte der Patient stehen und selbst einige Schritte weit gehen. Von der Erlaubniß an eine höhere Stelle überzusiedeln, machte er noch keinen Gebrauch, um den verehrten Meister, dessen Besuch ihm unentbehrlich war, nicht noch mehr zu bemühen, was den Alten sehr rührte und zu verdoppelten Oelumschlägen antrieb.

Als er bald darauf dennoch ausblieb und drei Tage lang nicht erschien, faßte Marcian den Entschluß, hinab zu steigen, eine mühevolle Arbeit, denn jetzt erst merkte er, wie schlecht und steinig der Weg war. Zu seiner größten Ueberraschung zeigte sich nun auch Potamon aufs Lager hingestreckt, jedoch nicht auch in Folge einer freiwilligen Züchtigung, sondern aus Altersschwäche. An seinem Bett, wenn man es so nennen durfte, saßen zwei Einsiedler, die sich freuten, ihren jüngsten Bruder, von dem sie schon gehört zu haben schienen, kennen zu lernen. Namentlich beglückwünschten sie ihn wegen seiner schlechten Füße; auf diese Art sei der Himmelspfad leichter zurückzulegen, als in eleganten Schuhen und den Tod im Herzen. Potamon selbst hatte seine frische Farbe und das Embonpoint, das der Pförtnerberuf unter allen Umständen und selbst bei der größten Askese mit sich bringt, gänzlich eingebüßt, und vermochte vor Schwäche Marcian kaum die Hand zu reichen. Dieser merkte erst jetzt, wie sehr er den guten Alten, der ihm die ersten Unterweisungen gegeben hatte, liebte, und war bei dem unvermuteten Anblick tief ergriffen. Er hätte darüber seinen eigenen Schmerz vergessen, wenn ihm das Stehen nicht nicht so schwer geworden wäre, daß sich einer der beiden würdigen Männer veranlaßt sah, von dem außen liegenden Vorrat ein Bündel Reisig herein zu holen, worauf sich dann das Opfer der schönen Zoë niederließ. Der andere Besucher machte den Vorschlag: weil wir so schön beisammen sind, könnten wir den Psalter singen, was auch sofort ins Werk gesetzt wurde. Marcian hätte daran herzliches Vergnügen empfunden, wenn ihn nicht hie und da ein Seitenblick auf den Leidenden überzeugte, daß es mit diesem zu Ende gehe. Anfangs machte Potamon noch den Versuch, an dem Gesang wenigstens durch Lippenbewegung teil zu nehmen; aber er wandte den Kopf bald links bald rechts, und sein Geseufze veranlaßte die Psallierenden ein paar Mal, sich mit ihm zu beschäftigen. Bald halfen sie ihm aufrecht

sitzen, bald mußten sie ihn wieder zurücklegen, oder die Decke ordnen, die er verschoben hatte.

Plötzlich wurde der Mann ruhig. Die Augenlider waren bereits herabgelassen; nur durch die offenen Lippen gingen noch rasche Atemzüge. Der ältere Einsiedler schob seine Linke unter das Haupt und legte die Rechte auf die Hände des Erkaltenden und sprach: „Wohlan, o Potamon, du Guter und Getreuer! Es ruft dich unser großes Vorbild Antonius und unser Lehrer und Vater Pachomius. Flieg' ab von der Arche, du Taube des Friedens. Gedenke oben unser, die wir nicht wissen, was noch zu bestehen ist." In diesem Augenblick zuckte die Bläße des Todes über das Angesicht des Alten, und er bedurfte nichts mehr von der Erde.

Zum Glück war Marcian im stande, seine Thränen sofort flüßig zu machen, sonst hätte ihn der Schmerz getötet. Sein Schluchzen tönte um so durchdringender, als es das einzige Geräusch war, das weit und breit ertönte, denn die hier und dort gruppiert gewesenen Einsiedler näherten sich kalt und schweigend dem Sterbelager. Vater, rief der junge Mensch, nimm mich mit. — Da trat einer der älteren Brüder zu ihm und rief im strengen Tone: Weißt du nicht, daß Mönche niemals einen Toten betrauern? Was ist sterben? Für Philosophen eine Notwendigkeit, für Dummköpfe ein Unglück, worein sich beide fügen. Für uns hingegen ist es Ziel und Zweck, wir leben nur, um die große Kunst des Sterbens zu lernen. Vor Schmerz oder Sorge einschrumpfen, vor Zorn oder Neid zerplatzen, das ist nicht gestorben; es gibt überhaupt wenig wirklichen Tod mehr, lauter Mord und Selbstmord. Der vollkommene Mensch will sterben, lange bevor er muß; bei ihm ist es die Natur, die endlich nachgibt. Seien wir also weder Philosophen noch Dummköpfe, sondern Mönche. Weißt Du, was Ruffinus an Marcella schreibt?

Nein, antwortete Marcian kleinlaut, denn die unvermutete Ansprache hatte ihn mächtig ergriffen.

Du brauchst es auch eigentlich nicht zu wissen, schloß der Einsiedler, es sei dir genug an dem, was ich dir gesagt habe.

Nunmehr gingen die Anwesenden, welche zahlreicher waren als Marcian bemerkt hatte, zu dem Leichnam hin, küßten ihn, Einer nach dem Andern, und entfernten sich sodann. Nur Einer blieb zurück, den die Uebrigen Apollo nannten, der aber keineswegs dem Götterbild mit der leuchtenden Stirne glich, sondern ein klapperdürrer, fast olivenfarbener Kerl war, dessen Kopf und Gesicht einer abgeholzten Waldung glichen. Aus verschiedenen Anzeichen ließ sich schließen, daß er zu Potamons Nachfolger bestimmt war und der Gedanke, mit diesem Trutzapollo in alle Zukunft verkehren zu müssen, hatte etwas Niederdrückendes. Marcian fühlte sich unfähig, den Heimweg anzutreten; festgebannt zwischen einem toten Freund und einem Lebendigen, der ihm sehr widerwärtig war, blieb ihm doch nichts übrig, als sich mit dem angeblichen Apollo zu verständigen. Verzeihe mir, Bruder, sagte er, wenn ich dich störe; als ich herabstieg, bedachte ich nicht, wie es wohl mit der Rückkehr aussehen würde. Es geht mir wie dem Psalmisten, wenn er singt: In meinen Gebeinen ist kein Friede und ich gehe krumm.

Apollo würdigte diese überflüssige Rede keiner Antwort; Marcian bat ihn daher lediglich um Arbeit. Wiederum ohne ein Wort zu verlieren, brachte der Andere einen halb fertigen Korb und Weiden, um ihn zu Ende zu flechten. Marcian hatte nicht den Mut zu bemerken, daß er bisher nur in Matten und Stricken gearbeitet habe, sondern unterzog sich der neuen Aufgabe mit jener Hingebung, wie sie nur angehenden Heiligen eigen ist, selbst auf die Gefahr hin, daß es ein schlechter Korb werden sollte. Als sich die Sonne zum Untergehen neigte, erschien Apollo mit einem irdenen Gefäß und wusch ihm die Füße, eine Aufmerksamkeit, die ihm außerordentlich wohl that. Er machte sich heftige Vorwürfe wegen der Antipathie, die er gegen diesen Menschen lediglich wegen seines affenartigen Aeußeren empfunden hatte. Nach der Fußwaschung wurde sogar ein kleiner Abendschmaus veranstaltet, bestehend in etwas Brot und einigen Kohl- und Lattichblättern und als es Nacht wurde, entzündete der wackere Bruder eine Lampe, stellte sie zu Häupten des Toten und kauerte

sich selbst zu dessen Füßen. Es herrschte eine Stille, die jedem gewöhnlichen Menschen schauerlich vorkäme, Einsiedlern aber sehr zuträglich ist. Zuweilen warf Marcian einen Blick auf Potamon; der freundlich-geschwätzige Mund, aus dem ihm so mancher gute Rat gekommen, stand offen wie die Thür einer verlassenen Hütte, die einst klug blickenden Augen deckten schwarze Schatten. Du hast keinen Freund mehr, dachte sich der Jüngling. Aber gehören zur Freundschaft nicht zwei? Warst du bisher vollkommen einsam? Nein. Gottlob, es ist wieder ein Schritt vorwärts geschehen.

Plötzlich fing Apollo an, Laute von sich zu geben, freilich nicht melodisch wie man sie von seinem Namen erwarten konnte. Marcian horchte auf, um zu vernehmen, welchen Psalm er vorgenommen hätte; aber wie erstaunte er zu hören, daß der Betende nichts als das Geschlechtsregister von Adam angefangen hersagte, desgleichen die Namen der Patriarchen, Propheten u. s. w. und am Ende angekommen, wieder von vorne anfing. Der arme Bursche wußte eben in seiner Einfalt nichts anderes und erreichte seinen Zweck doch, denn es kommt ja doch nur auf die Absicht an, in welcher die Lippen bewegt werden.

Gegen Morgen nun wurde es um die Sterbezelle herum lebendig: von allen Seiten und Höhen der Arche kamen Brüder. Zu seiner Ueberraschung fühlte sich Marcian im stande aufzustehen und am Stock hin und her zu gehen. Unbedachtsamer Weise schrieb er dies der kalten Waschung zu, die ihm zu teil geworden, als ihm gerade noch zur rechten Zeit einfiel, daß er darin bereits das Resultat einer Fürbitte Potamons erblicken dürfe. Gleichwohl beschloß er, zur Unterstützung derselben die nassen Umschläge fortzusetzen.

Man brachte eine Bahre, mit dürren Palmblättern ausgeschmückt, denn die Regel der lebendig Toten scheint nichts Frisches zu gestatten. Die Leiche wurde darauf gelegt und unter Absingung des Hiob'schen Verses: „Ich werde aufstehen und wieder mit meiner Haut umgeben werden", geriet der Zug in Bewegung und schlängelte sich langsam und mühevoll den Berg hinan. Marcian konnte nicht eintreten, da auf seine Schritte noch kein Verlaß war und die steilen Pfade eine Störung gefährlich machten. Er folgte daher den Letzten, immer weiter zurückbleibend, und endlich als sie um eine Ecke bogen, sie ganz aus dem Auge verlierend. Nach wiederholter Rast gelangte er bei seiner Zelle an und gedachte noch einmal des Alten, den er Vater und der ihn Bruder nannte.

Wir lassen nun unsern Helden in seinem Berufe fortarbeiten und bemerken nur, daß er sich, soweit es sein jeweiliger Wasservorrat erlaubte, fortan hydropathisch behandelte und zwar mit solchem Erfolg, daß er schon nach einigen Wochen ganz gut zu Apollo hinabsteigen konnte, um Proviant und Weiden zu holen, was ihm sehr angenehm war, da er den neuen Pförtner, trotz aller Verehrung für dessen Tugend und Kenntnis der biblischen Stammtafeln, doch nur ungern bei sich sah. Eines Tages kam er aber doch wieder und brachte ihm das Ziegenfell des Saccas mit dem Bemerken, daß auch dieser gestorben sei und ihm, Marcian, seinen Rock vermacht habe. Der glückliche Erbe legte das Kleidungsstück zusammen und schob es, um sich nicht damit zu verweichlichen, in eine Ecke der Zelle. Aber in einer der nächsten Nächte, als er halb schlummernd dalag, war es ihm, als fange das Fell an sich zu rühren. Von dem dreimaligen Einbug losgelöst, ward es emporgehoben und hatte offenbar das Bestreben, aufrecht zu stehen. Marcian verspürte ein nicht unbedeutendes Gruseln und wandte das Gesicht ab. Aber so oft er nach der Stelle hinschielte, sah er das Ziegenfell, wie es Anstrengungen machte, an der Wand empor zu kommen, um immer wieder zusammenzuknicken. Mochte es nun ein Wunder gewesen sein oder auch nur eine nächtliche Wahnvorstellung, auf alle Fälle hing Marcian des andern Tages das Fell vor die Grotte hinaus und beschloß, von dem Phänomen Anzeige zu machen, damit der Abt das Nötige vorkehren könne, um den armen Saccas, der wie es schien auch als Geist seine Stehübungen noch fortsetzen wollte, zur Ruhe zu bringen.

(Forts. folgt).

Kritische Rundschau.

Die russische Romanlitteratur ist der deutschen trotz aller Ruhmredigkeit der Herren Spielhagen und Kompagnie noch immer überlegen. Einen Roman wie die **„Anna Karenina"** vom Grafen Tolstoi (deutsche Ausgabe bei R. Wilhelmi in Berlin) brächte weder ein Spielhagen, noch ein Dahn, noch ein Ebers, noch ein Heyse, noch sonst einer von unseren überlieferten, kliquenmäßig abgestempelten und von den Sortimentsbuchhändlern als profitable Marktleute gepriesenen Berühmtheiten zuwege. Der Russe hat eine solche Kraft und Schärfe in der Darstellung seelischer Kämpfe, eine solche blitzartig durchschlagende Sicherheit in der Anatomie der Leidenschaft, wie man sie bei unsern den Markt (aber nicht die Köpfe) beherrschenden Romanschreibern nicht einmal im Keime findet. „Anna Karenina" ist in der Hauptsache eine banale Ehebruchsgeschichte, aber mustergiltig in der Beobachtung und realistisch in der Entwicklung durch und durch. Das Episodenwerk gibt eine vorzügliche Spiegelung der russischen Gesellschaft. Ein großes Kunstwerk und erschütterndes soziales Dokument zugleich. — Halten wir einmal eine deutsche Ehebruchsgeschichte daneben: **„Geld"**, Novelle von Karl Frenzel (Berlin bei Paetel). Bei Tolstoi alles Leben, Kraft, Natur, bei Frenzel Schablone, Klügelei, geschickte Mache, die über den Mangel an elementarer Kraft täuschen will. Eine einzige Figur ist bei Frenzel scharf beobachtet und wahr dargestellt: der betrogene Gatte, ein hoher Beamter; alles Uebrige ist feuilletonistisch-geschwätzige Oberflächlichkeit. Frenzels „Geld" ist Papier, Schein, Chimäre. Ein Buch mehr auf den Markt — nichts weiter. — **„Oktavia"**. Historischer Roman aus der Zeit des Nero. Von W. Walloth. Ein mordsgescheidter Mensch, der Herr Verfasser, der sich den Ueberschuß von sittengeschichtlichem Antiquitätenkram vom Leibe schreiben will. Mit realistischer Kunst und Dichtung hat dieses Bedürfnis nichts gemein. Michels „höhere Töchter" und andere lernbegierige Romanverschlinger werden mit Wonne nach dieser novellistischen Geschichtsvorlesung greifen und — so dumm und geschmacklos bleiben wie zuvor. **„Genrebilder aus dem Seeleben."** Von H. Pichler. Zweite Aufl. (Oldenburg bei Schulze). Der schriftstellernde Seelöwe, der dieses frische, flotte, unterhaltende Buch verübt hat — ist eine Löwin der jungen deutschen Seemannslitteratur! Bravo! Frau Helene Pichler hat mit diesem Werk manche berühmte litterarische Landratte, die von der Studierstube aus über Heimat und Fremde sich hochgelahrt vernehmen läßt, gründlich beschämt. Laßt euere reifere Jugend statt des romantischen Limonadegesöffs einmal tüchtig von diesem Seewasser schlucken! Bestens empfohlen! — **„Dämmerstunden."** Gedichte von Karoline Häusser (München, Staegmeyer). Verliebte Schnurpfeifereien im abendlichen Zwielicht fordern keinen strengeren Maßstab. Eine Dichterin von starkem Geist und starkem Empfinden, die bei gewissenhafter technischer Schulung noch formell bedeutenderes leisten wird. Ein und das andere Liedchen ist in Ton und Form bestens geglückt. — Mit der **„litterarischen Hyksosherrschaft"** in unserer jetzigen Litteratur, besonders in Wien, beschäftigen sich einige ebenso elegant ausgestattete, wie originell und belustigend abgefaßte Schriften von Rudolf Tambour in Wien.

Diese „Blätter zur Hebung des Geschmacks", wie sie der Verfasser im Untertitel nennt, sind wichtige Dokumente zur Beurteilung des ekelhaften Parteigetriebes in unserer mitzeitigen Litteratur und dürfen deshalb keineswegs unterschätzt werden, selbst wenn sich der Verfasser in seinen kritischen Auslassungen manchmal etwas zu jugendlich übermütig geberdet. Aber man merkt sofort, daß man es mit einem talentvollen Kopf, mit einem braven Herzen zu thun hat. Wenn er z. B. gegen die Herren Franzos und Nordmann aufs schneidigste vorgeht, so rückt er mit Belegen für seine Anschuldigungen heraus, die der ernstesten Prüfung würdig sind. Es ist ein tröstliches Zeichen der Geisteserneuerung, daß sich das heranwachsende Geschlecht nicht mehr in den gleißenden Sumpf locken lassen will, in welchem die quakenden Riesenfrösche einiger tonangebender Tagesblätter herrschen. Das sittliche Moment in Tambours Streitschriften (erschienen im Selbstverlag, Wien III. Salesianergasse) verdient nicht minder unsere Hochachtung wie das reinlitterarische. — „Die Wahrheit ist groß und hat Macht über Alle!" setzten Johannes Bohne und Hermann Conradi als Wahrspruch über ihr **„Faschings-Brevier für das Jahr 1885"** (Zürich, Verlagsmagazin). Damit ist für jeden Verständigen angedeutet, daß es sich in den dämonisch-kraftgenialen Stücken dieser eigenartigen Sammlung pikanter Novelletten, Gedichte und dramatischer Szenen nicht um feuilletonistischen Spaß, nicht um litterarischen Wachtstubenzeitvertreib handelt, sondern um eine hohe künstlerisch-sittliche Absicht. Unsere prüde Heuchlerkritik hat freilich Zetermordio geschrien und gleich den heiligen Polizeispieß gegen diese ausbündigen Narren angerufen, die mit so geistvoller Grazie, mit so paradiesischer Nacktheit die unglaublichsten Dinge erzählen. Aber das nützt nichts. Die Wahrheit trägt den Sieg davon. Die Perle der Sammlung, rein technisch betrachtet, ist die „Versuchung des heil. Antonius" von Hermann Conradi. Ein Meisterstück novellistischer Darstellungskunst. Auch in vielen anderen Stücken finden sich litterarische Feinheiten ersten Ranges. Wir wünschen dem hochergötzlichen, geistsprudelnden Brevier viele — fromme Leser und glückliche Fortsetzung! — Eben bringt die rührige Stuttgarter Verlagsfirma A. Bonz & Komp. den litterarischen Nachlaß unseres berühmten Münchener Schriftstellers Karl Stieler in zwei Bänden heraus: der eine enthält sechs Vorträge **„Kulturbilder aus Bayern"**, der andere die wundervolle Gedichtreihe **„Ein Winter-Idyll"**, das fraglos zum Allerbesten unserer poetischen Litteratur gehört. Zu den „Kulturbildern" hat ein Freund des Verstorbenen, Herr Prof. Dr. Heigel in München, eine feine, warme Vorrede geschrieben, während das „Winter-Idyll" einem Anonymus (steckt

Heyse dahinter?) Veranlassung zu einer flauen, phrasenreichen Einleitung gegeben hat, die wir bei der nächsten Auflage unterdrückt zu sehen wünschen. Wir werden in einer ausführlichen Besprechung auf diese kostbaren Stieler'schen Werke zurückkommen. (Forts. folgt.)

Korrespondenz der Redaktion.

Frau M B. in P. Lassen Sie den vorzüglichen Aufsatz „Darwinismus und Volksbildung" (von einem Irrenarzt) in Nr. 113 und 115 der „Täglichen Rundschau" nicht ungelesen. Er wird über die Erziehungssorgen des allzuängstlichen Mutterherzens das milde versöhnliche Licht echter Aufklärung ergießen. Auch die böse „Ueberbürdungsfrage" hat in Nr. 108 der nämlichen Zeitung eine sehr interessante Beleuchtung von neuem Standpunkte aus erfahren. Gegen die Vergötterung des Intellekts, die den Wissens-Wahnsinn, die Schultollwut unserer Zeit erzeugte, gibt es kein raschwirkendes Mittel Es ist freilich eine bekannte Sache, daß das schulmäßig angedrillte Wissen keine Sicherheit für die Tüchtigkeit im späteren Leben bietet. Das bei den Prüfungen abfragbare Wissen nützt für den späteren Beruf sehr wenig; es verfliegt auch meist sehr schnell, und die alte Ansicht, daß die Erwerbung des Wissens wenigstens eine allgemeine formelle Bildung des Geistes zur Folge haben müsse, hält vor der heutigen Psycho-Physiologie nicht mehr Stand, was der klassische deutsche Bildungsphilister von der Höhe seines idealen Chinesentums auch dagegen schwätzen möge.

Die traurige Erscheinung, daß der Student oft mit so wenig wissenschaftlichem Trieb, so geistig blasiert und charakterlos zur Universität kommt, ist erklärlich: ein tieferes gemütliches Interesse zu erregen, das vermag der heutige Unterricht mit seinem gedächtnismäßigen Aufdrängen eines ungeheuren Wissensballastes schlechterdings nicht. Sobald der Zwang aufhört, wird von den vielgequälten jungen Leuten alles schleunigst bei Seite geworfen. Darum dies rasche Vergessen, diese Blasiertheit, diese Unlust, je wieder zu Gegenständen zurückzukehren, die nie im Gemüte Wurzel gefaßt. Das ist der Fluch, der auf den rein verstandesmäßigen Abrichtungsschulen mit den affenmäßigen Akrobatenkünsten ihrer glänzenden öffentlichen Prüfungen ruht. Aber wie gesagt, ein Uebel, das so tief in der ganzen geistigen Richtung der Zeit wurzelt, wie dieser staatsschulmäßige Wort-Wissensschwindel (der in seiner Hirnverbranntheit auch in einemfort Wort-Wissen mit Bildung und Kultur verwechselt, obgleich er nur der rohesten Geistespöbelei, dem ödesten Kultur-Barbarismus Vorschub leistet), läßt sich nicht mit flauen ärztlichen Gutachten noch mit ditto kultusministerlichen Verordnungen beseitigen.

Herrn J. M. in Paris. Während seines zweiten Pariser Aufenthaltes wohnte Richard Wagner 16 rue Newton, champs Elysées. Die Fürstin Metternich gehörte zu des Meisters treuesten Gönnerinnen.

Herrn W. T. in Prag. Bitte, beachten Sie Folgendes: Der Geist der Weltgeschichte ist nicht sentimental, noch dürfen wir es sein bei weltgeschichtlichen Erwägungen. Es ist wahr, die Slaven haben das ganze Mittelalter hindurch von den Deutschen Gewalt erlitten, aber hätte der Deutsche nicht Hammer sein wollen, so wäre er Ambos geworden, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sich bei diesem Rollentausche Europa besser gestanden hätte: die Kulturbilder, welche wir zu sehen bekommen, wo Slaven Jahrhunderte lang sich selbst überlassen geblieben sind, im östlichen Polen, im inneren Rußland, machen nicht den Eindruck des Erfreulichen und Vielversprechenden. Was speziell die Czechen angeht, so hatten dieselben ja auch in der hussitischen Bewegung ursprünglich recht, und zwar in doppelter Beziehung, einmal mit ihrem idealeren Kirchenbegriffe, und dann mit ihrer Klage, daß ihnen die deutschen Magister die fettesten Pfründen wegschnappten. Aber als sie dann gereizt wurden, und der innerste Kern ihres Nationalcharakters in Gestalt eines häßlichen Fanatismus zutage trat, da erschien die Energie, mit welcher bis dahin der Deutsche dem Czechen den Daumen aufs Auge gedrückt hatte, vollauf gerechtfertigt. In Hus selbst glühte ein düsterer Fanatismus. Der Martyrertod war sein Jugendideal; als junger Mensch bereitete er sich auf denselben vor, indem er z. B. die Hand ins Feuer steckte.

Herrn O. B. in Stralsund. Sie haben sich schön anführen lassen! Die Stelle: „Wir sind Aeltere und Jüngere. Denke der Aeltere nicht an sich, sondern liebe er den Jüngeren um des Vermächtnisses willen, das er in sein Herz zu neuer Nahrung senkt, — es kommt der Tag, an dem einst dieses Vermächtnis zum Heile der menschlichen Brüder aller Welt eröffnet werden wird", rührt nicht von dem bekannten Münchener Dichter her. Die psychologische Unmöglichkeit liegt ja auf der Hand! Wo hätte der sich jemals liebend den Jüngeren zugeneigt um idealer Beglückung willen! Welches Vermächtnis hätte der in selbstloser Begeisterung für das „Heil menschlicher Brüder" in ein jugendliches Herz zu senken! Der zitierte Ausspruch ist von Richard Wagner und findet sich in dessen „Oper und Drama."

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Dr. Georg Conrad in München. — Druck von H. Kutzner in München.